

# **Sagen, Märchen, Geschichten aus dem östlichen Europa**

Eine Sammlung des Deutschen Kulturforums  
östliches Europa



## Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
<b>Estland</b>	6
<b><i>Tallinn</i></b>	
Der alte Thomas, der dicke Rudolf und der Wind	6
Pedro und der Schlüssel	7
Tina und die Kappe	8
<b>Kroatien</b>	12
<b><i>Esseg/Osijek</i></b>	
Die Sage von dem Opernglas	12
Doras Flucht	13
Das magische Amulett von Esseg	14
<b><i>Zagreb</i></b>	
Der Krapfenzauber	16
Der Tortenheber aus Zagreb	17
Helga und der Zauberring	19
<b>Lettland</b>	21
<b><i>Riga</i></b>	
Unerwartete Liebe	21
Die Helden von Turaida	23
Gut oder böse – Du entscheidest!	26
Sahars Wunsch	27
<b>Moldawien</b>	30
<b><i>Kischinau/Chişinău</i></b>	
Keine Jugend ohne Tugend	32
Johann auf der Reise seines Lebens	33
<b><i>Tiraspol</i></b>	
Hamlet auf der Festung Bender	33
Der transnistrische Schlüssel zum Glück	36
<b><i>Râbnîța</i></b>	
Die Legende von Mittelfelsen	37
Ein echter Schatz im Dnister	38
<b>Polen</b>	41
<b><i>Krakau/Kraków</i></b>	
Jerry – der Mäuserich	41

Liebe in den Krakauer Katakomben	43
Der Besuch der alten Dame	44
<b>Rumänien</b>	47
<b><i>Hermannstadt/Sibiu</i></b>	
Der kosmische Körper von Hermannstadt	47
Die wahre Geschichte über die Hermannstädter Lügenbrücke	49
Der coole Regenwurm mit der Sonnenbrille	50
<b><i>Klausenburg/Cluj</i></b>	
Der Liebesschlüssel	50
Die Tänzerin, die Polizist wurde	53
<b><i>Mediasch/Mediaş</i></b>	
Das Gefängnis im Ring	54
Der Geschmack von Vaters Essen	57
Die Stierkämpferin und der Weihnachtsmann	59
<b><i>Großkarol/Carei</i></b>	
Freundschaft	60
<b><i>Sathmar/Satu Mare</i></b>	
Luffys Abenteuer	63
Der Wunsch um Sechs	66
<b>Serbien</b>	69
<b><i>Sombor</i></b>	
Die Kaufmannstochter und die magische Zeitreiseuhr	69
Das Amulett	71
<b><i>Neusatz/Novi Sad</i></b>	
Danke, Anna!	73
Die Verwandlung	75
Zlato Moje – Mein Schatz	77
<b>Slowakei</b>	80
<b><i>Pressburg/Bratislava</i></b>	
Mutterseelenallein	80
Fischer Heinz und der Wels	82
Matildas Lied	83
<b>Slowenien</b>	86
<b><i>Laibach/Ljubljana</i></b>	
Das Amulett	86
Poldi und das Opernglas	87

<b>Tschechien</b>	90
<b><i>Prag/Praha</i></b>	
Das Fest der Seelen	90
Der Schatten des Fernsehturms	92
<b>Ungarn</b>	95
<b><i>Fünfkirchen/Pécs</i></b>	
Die Klänge der Maultrommel	95
Unfall im Chemielabor	96
<b><i>Seksard/Szekszárd</i></b>	
Die verlorene Zeit	99
Der Ring der Kaiserin	101

## Vorwort

*„Erzählungen sind gespeicherte Erfahrungen. Je mehr wir uns zu erzählen haben, desto besser wird die Aussicht begründet, dass wir uns vertragen – dass wir gemeinschaftsfähig sind, im aktuellen Fall: eine europäische Gemeinschaft ... Um sich etwas erzählen zu können, muss man Geschichten kennen, eine Geschichte haben, und darum ist es in Europa nicht mehr gut bestellt.“ (Adolf Muschg)*

Die Erzähltradition ist überall auf der Welt zu finden – sie ist im wahrsten Sinne des Wortes global. Zauberer, Hexen, Trolle und Gespenster, Heldinnen und Helden kennen keine Staatsgrenzen. Liebe und Freundschaft, Trauer und Trost, Freude und Begeisterung, Gestaltungswille und Schaffensdrang finden überall ihren Ausdruck. Wünsche, Sehnsüchte, Hoffnungen bestimmen die menschliche Existenz. Sonne, Wind, Sand und Sterne, Mond, Meere, Flüsse und Quellen erleben Menschen unabhängig von Himmelsrichtungen. Gewalt und Machtmissbrauch, Gerechtigkeit und Wohlfahrt, Verzweiflung und Einsamkeit sind Erfahrungen rund um den ganzen Globus.

Im östlichen Europa gibt es eine reiche deutschsprachige Erzähltradition, die wenigen bekannt ist und der wir uns seit 2017 im Rahmen des Projekts *Sagen, Märchen, Geschichten aus meiner Region* widmen. Wir knüpfen dabei an die Tradition des mündlichen Erzählens an, mit der sich Literaten, Historiker und Ethnologen beschäftigt haben. Josef Haltrich hatte die Märchen der Siebenbürgen Sachsen im Fokus, Claus Stephani deren Sagen. Alexander Cammann ist Autor des Bandes *Deutsche Volksmärchen aus Rußland und Rumänien*, in dem auch Erzählungen aus Bessarabien, der Dobrudscha und der Ukraine vorkommen. Hans Diplich hat donauschwäbische Sagen, Märchen und Legenden gesammelt und herausgegeben, Anton-Joseph Ilk die Spur der Zipser aus dem Wassertal in Nordrumänien verfolgt, Adolf Hauffen über die deutsche Sprachinsel Gottschee und deren Geschichten geforscht, Hans-Jörg Uther Märchen aus dem Baltikum publiziert. Mit den Erzählwerkstätten im östlichen Europa greifen die Münchner Storytellerinnen Karin Wedra und Barbara Greiner-Burkert diese Tradition auf und führen sie fort.

In der vorliegenden Sammlung finden sich alle seit 2017 mit Kindern, Jugendlichen, Studierenden und Erwachsenen erfundenen Geschichten. Der Stoff ist ein Produkt der Phantasie, die Handlung ist zwar in realen Regionen angesiedelt, doch folgt sie keiner historisch dokumentierten Faktenlage. Die Texte sind alphabetisch nach Ländern geordnet. Am Ende jedes Werks stehen die Urheberinnen und Urheber. Bei jeder einzelnen Geschichte handelt es sich um ein Gemeinschaftswerk: Jung und Alt hatten dabei viel Freude unter Anleitung der Storytellerinnen einen narrativen Faden („Plot“) gemeinsam zu entwickeln. Die Stichwörter wurden im Verlauf der Workshops schriftlich festgehalten, im Nachgang Geschichten niedergeschrieben und leicht bearbeitet.

Fazit unseres Projekts zur mündlichen Erzähltradition: Die Phantasie ist ein Fluss ohne Ufer – und wenn viele Menschen ein Gemeinschaftswerk vollbringen, ist die Genugtuung groß.

Viel Freude bei der Lektüre unserer Geschichten-Sammlung!

Dr. Ingeborg Szöllösi

Projektleiterin, wiss. Mitarbeiterin im Deutschen Kulturforum östliches Europa

# Estland

## *Tallinn*

### **Der alte Thomas, der dicke Rudolf und der Wind**

Vor vielen Jahren – genau genommen im Jahr 1829 – an einem wunderschönen sonnigen Wintertag waren am alten Rathausplatz in Tallinn wie immer viele Menschen unterwegs. Doch etwas stimmte an diesem Tag nicht.

In der Altstadt hatte sich ein fürchterlicher Geruch ausgebreitet. Es war kaum noch auszuhalten. An diesem Tag hielt sich auch Thomas, ein Fußballspieler, in der Altstadt auf und roch diesen unangenehmen Geruch. Thomas war eher klein, ungefähr anderthalb Meter groß. Er hatte ein schlichtes blaues Hemd an und eine schlichte blaue Hose. Thomas liebte es, zu singen. Und manchmal, in Gesellschaft, trank er auch gerne einen Wodka. Doch an diesem Wintertag sang er nicht. Denn er merkte, was passiert war: Der Wind war aus Tallinn verschwunden. Deshalb roch es überall so übel. Sein Entschluss stand fest: „Ich gehe und hole den Wind zurück!“

Gesagt, getan! Thomas wusste, dass es eine lange Reise werden könnte, und er ging nach Hause und bereitete sich vor. Er ging in seine Kammer und holte unter dem Kissen einen magischen Schlüssel hervor. Dieser Schlüssel konnte alle Schlösser der Welt aufschließen. Natürlich nahm er auch noch einen Fußball mit, denn er war ja ein waschechter Fußballer.

Dann wollte er sich auf seinen Elch Rudolf setzen und losreiten – doch war das gar nicht so einfach, denn Rudolf aß sehr gerne und war dick. Zwei Mal rutschte er auf dem kugelrunden Elchbauch herunter, aber beim dritten Mal klappte es: Thomas saß auf Rudolfs Rücken. Und schon ging es los – in die weite Welt hinaus auf der Suche nach dem Wind.

Wohin war er entschwunden – der Wind?

Tagelang ging es bergauf und bergab. Es wurde eine lange, beschwerliche Reise – doch weit und breit kein Wind, nicht einmal ein kleiner Hinweis, wo er sein könnte.

Irgendwann spürte Thomas, dass er eine Pause brauchte. Er stieg von seinem Elch und fing an, Fußball zu spielen. Er kickte den Ball nach rechts, nach links und dann wieder nach rechts – und mit einem Mal tat der Ball einen Sprung, flog einen riesengroßen Bogen und landete direkt auf einer schwarzen Kiste. Thomas ging hin und sah sich diese Kiste genauer an. Es war ein Sarg. Tatsächlich – ein richtiger Sarg! Der stand hier einfach auf der Wiese herum. Thomas ging noch näher heran und legte sein Ohr an den Sarg. Da hörte er ein gewaltiges Sausen und Brausen. Thomas wusste gleich: Darin musste der Wind gefangen sein.

Schon wollte er mit seinem Zauberschlüssel diesen großen Sarg aufsperrern, da kam plötzlich ein fauchender, riesengroßer Waschbär hinter dem Sarg hervorgesprungen.

„Du lässt den Wind genau da, wo er ist! Ich habe ihn nicht umsonst tagelang mit meinem Waschbär-Pfeifen angelockt und hier eingesperrt. Ich will, dass alles muffig riecht und genauso wie jetzt schön stinkig ist. So soll es auch bleiben!“

Thomas wusste gar nicht, was er sagen sollte, aber dann meinte er: „Hör mal, du hast gar kein Recht den Wind zu stehlen! Das ist mein Wind! Und überhaupt: Wer will denn, dass es stinkt?“

„Ich kann diese frische Luft nicht leiden! Das ist furchtbar ungemütlich. Wenn es stinkt, dann ist es schön!“, knurrte und fauchte der Waschbär.

Und so stritten die beiden immer lauter und lauter. Jeder behauptete, dass der Wind ihm gehöre. Dabei merkte Thomas gar nicht, wie der Zauberschlüssel aus seiner Jackentasche herausschwebte und von allein den Weg zum Schlüsselloch des Sarges fand.

Da hörten die beiden eine Stimme: „Ich bin der Wind von Tallinn!“ Und mit diesem Satz öffnete sich der Sargdeckel und der Wind sauste und brauste nach Tallinn zurück und befreite die Stadt von dem üblen Geruch.

Als Thomas und der Waschbär das sahen, sagten sie beide wie aus einem Mund: „Der Wind macht, was er will!“ Zwecklos, darüber zu streiten, wem er denn gehöre. Die beiden versöhnten sich wieder. Thomas aber ging hinauf in den Rathausturm und bat den Wind, Tallinn niemals wieder zu verlassen.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der 5. Klasse  
des Deutschen Gymnasiums Kadriorg in Tallinn, Juni 2022*

## **Pedro und der Schlüssel**

An einem eisigen Tag im Winter des Jahres 1603 lebte ein Mönch in Tallinn. Pedro – so hieß der Mönch – kam aus Spanien, hatte aber in Tallinn seine neue Heimat gefunden. Dort wohnte er in der Dicken Margarethe, einem großen und breiten Turm. Pedro war ein ungewöhnlicher Mönch. Nicht nur, dass er fast zwei Meter groß war, nein, er war auch sehr sportlich. Er übertraf alle im Hochsprung und konnte unglaublich schnell laufen. Pedro trug meist eine rosa Kutte und pflegte seinen schönen schwarzen Bart. Wenn er nicht im Gebet versunken oder sportlich unterwegs war, laborierte er an einem Plan: Er wollte für Tallinn und seine Bürger eine neue Kirche bauen. Das kostete jedoch viel Geld. Wie sollte er es nur beschaffen?

Da hörte er von einem Sportwettbewerb in Bilbao in Spanien, bei dem der Gewinner einen Schlüssel erhielt, der zu einer großen Schatztruhe passte. Es hieß, in der Schatztruhe sei so viel Gold, Silber und so viele Diamanten, dass man die Truhe kaum tragen konnte. Er dachte bei sich: „Wenn ich den Wettbewerb gewinne, werde ich genug Geld für die Kirche haben.“

Er packte seine Sportkleidung und seine Turnsandalen ein, etwas Essen und natürlich seine Bibel. Dann suchte er noch etwas Geld zusammen, ging zum Hafen und kaufte sich eine Fahrkarte nach Bilbao. Das Schiff war 80 Meter lang, hatte zwei Masten und große Segel – für zehn Leute war es groß genug. Die Reise war angenehm. Pedro freute sich darauf, seine Heimat wiederzusehen.

Als er in Bilbao angekommen war, ging er in die Stadt hinein. Es tummelten sich viele Menschen in den Straßen. Und am Marktplatz war es besonders laut. Pedro sah sich um und fand eine Herberge, die er sich leisten konnte. Dort war bereits Juan, ein anderer Sportler, eingekehrt, denn auch er wollte am Wettbewerb teilnehmen.

Als Juan von Pedro und seinen Laufkünsten erfuhr, beschloss er, Pedro daran zu hindern, am Wettkampf teilzunehmen. Juan wollte sich die Schatztruhe sichern, um fortan in Saus und Braus leben zu können.

Juan wartete, bis der Mönch schlief. Dann schlich er sich leise in seine Kammer und stahl Pedros Sportsandalen. „Ha, barfuß wird er nicht mehr über die steinigen Straßen laufen können!“, dachte sich Juan und lachte schadenfroh.

Am nächsten Tag merkte Pedro, dass seine Sportsandalen weg waren. Er suchte und suchte. Aber ihm dämmerte bald, dass er bestohlen worden war.

„Wie soll ich denn jetzt den Wettkampf gewinnen? Ich habe kein Geld für neue Sandalen! Vielleicht gibt es aber in dieser Stadt einen barmherzigen Schuster, der mir hilft.“ Pedro ging durch die Straßen von Bilbao und fragte bei jedem Schuster, den er ausfindig machen konnte, ob er ihm kostenlos ein paar Sportsandalen machen könnte. Aber sie sagten alle: „Nein!“

Am Abend, als er die Suche aufgegeben hatte, ging er betrübt durch eine kleine Gasse. Plötzlich stand er vor einer Schusterwerkstatt.

„Ein letztes Mal will ich mein Glück versuchen“, dachte Pedro und ging hinein. Er erzählte dem Schuster sein Leid und fügte hinzu, dass er von dem Preisgeld eine Kirche bauen wollte. Der Schuster hörte ihm aufmerksam zu und nickte verständnisvoll.

„Gut, ich mache dir ein Paar Sportsandalen – die besten, die du je getragen hast!“, sagte der Schuster. Pedro war überglücklich!

Am nächsten Tag holte er seine Sandalen ab – und eine Stunde später begann auch schon der Wettkampf. Zwanzig Sportler traten an, unter ihnen auch Juan, der ungläubig auf die neuen Sandalen des Mönchs starrte: „Mist, der Kerl hat ja doch noch von irgendwo Schuhwerk aufgetrieben!“

Der Startschuss fiel und alle Sportler liefen los. Juan war schneller als die anderen, aber Pedro war ganz dicht hinter ihm und wollte ihn gerade überholen, als Juan eine Bananenschale aus seiner Hosentasche zog und sie dem Mönch vor die Füße warf. Der rutschte aus und fiel zu Boden.

„Gib nicht auf!“, sagte Pedro zu sich. Schnell war er wieder auf den Beinen und lief vor lauter Wut noch schneller als je zuvor. Er wurde schneller und schneller, bis er schließlich als Erster durchs Ziel lief. Er hatte die erste Prüfung bestanden und alle jubelten ihm zu. Nur Juan nicht.

Am nächsten Tag kamen die Sportler für den letzten Wettkampf zusammen. Diesmal sollte es der Hochsprung sein. Der Mönch freute sich, denn darin war er richtig gut. Doch was niemand wusste: Juan hatte in der Nacht die Markierung weggewischt, die anzeigte, ab wann man zu laufen beginnen musste, um genug Schwung für den Sprung zu haben. Nur er selbst hatte sich die Stelle gut gemerkt.

Nun fingen die Sportler entweder zu früh oder zu spät an, ihre Laufgeschwindigkeit zu erhöhen und keiner hatte einen guten Absprung geschafft. Doch Pedro hatte seine neuen Sportsandalen an – und viel Vertrauen. Denn er hatte gemerkt, wie einzigartig seine neuen Schuhe waren: Jedes Mal, wenn er vom Boden absprang, verliehen ihm Sandalen einen zusätzlichen Schwung. Er nahm mit Leichtigkeit alle Hürden und besiegte schließlich auch Juan.

Pedro, der Mönch, hatte gewonnen! Das war ein großer Tag in seinem Leben! Er bekam den Schlüssel zur Schatztruhe, sperrte sie auf und unvorstellbar viel Gold, Silber und

viele Diamanten traten zum Vorschein. Pedro eilte zum Schuster und bezahlte die offene Rechnung für die Sportsandalen. Dann segelte er nach Tallinn zurück und baute in nur zwei Jahren die Karlskirche. Seine rosarote Kutte behielt er sein Leben lang an. Nach seinem Tod fand man die Schatztruhe nicht, aber den Schlüssel, mit dem sie einst geöffnet worden war, und die Karlskirche, die gibt es heute noch.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der 7. Klasse  
des Deutschen Gymnasiums Kadriorg in Tallinn, Juni 2022*

## **Tina und die Kappe**

Im Winter 1900 war es in Tallinn so kalt, dass sich an allen Fenstern der Stadt Eisblumen bildeten. Im Rathaus, das damals noch rot war, tummelten sich wie immer viele Leute, denn alle hatten wichtige Angelegenheiten zu erledigen. Doch da war jemand, der unbemerkt zwischen den Leuten hin und her huschte. Es war Tina, eine schwarze Katze. Sie war fünf Jahre alt, hatte ein struppiges Fell und liebte es, in der Küche des Rathauses den Fisch zu stehlen und aufzuessen. Das Ungewöhnliche an Tina war: Sie konnte fliegen.

An diesem eiskalten Tag froren nicht nur die Menschen, auch Tina fror ganz fürchterlich – besonders an den Ohren. Sie wollte es endlich warm haben, denn diese Kälte war nicht mehr auszuhalten.

Da sah sie im Korridor des Rathauses den Bürgermeister. Er war schon 71 Jahre alt, hatte einen langen grauen Bart und auf seinem Kopf trug er eine wunderschöne Kappe. Die sah nicht nur schön aus, sie schien auch sehr warm zu sein.

„So eine Kappe bräuchte ich für meine Ohren!“, dachte Tina, und von da an verfolgte sie den Bürgermeister auf Schritt und Tritt. Sie beobachtete ihn beim Essen, beim Arbeiten und beim Ausgehen. Sie lief ihm bis zu seinem Haus nach und spionierte tagelang alles über ihn aus. Endlich wusste sie genug über den Bürgermeister und schmiedete einen Plan, wie sie ihm die Kappe entwenden konnte.

An einem Abend folgte sie dem Bürgermeister wieder bis nach Hause und schlüpfte unbemerkt ins Haus. Sie wartete unter der Treppe, bis es ganz dunkel war und alle schon schliefen. Dann flog sie die Treppe hinauf in den ersten Stock. Es waren so viele Zimmer und Räume in dem Haus, dass es schwer war, das Zimmer des Bürgermeisters zu finden. Langsam schlich sie von Tür zu Tür und lauschte. Da hörte sie plötzlich hinter einer Tür ein lautes Schnarchen: „Das kann nur vom Bürgermeister sein!“, dachte sich Tina und sprang zur Türklinke hoch, drückte sie hinunter und schob sich mit einem Bein vom Türstock weg. Die Tür ging auf.

„Geschafft!“, schnurrte sie leise.

Sie schlich hinein. Es war dunkel und ein stattliches Bett stand an der Wand – dort schlief der Bürgermeister tief und fest. Tinas Blick fiel auf das Nachtkästchen, auf dem die Kappe lag.

„Da ist sie!“, freute sie sich. Sie wollte schon nach der Kappe greifen, da flog plötzlich die Tür auf und jemand rief: „Zeige dich!“

Tina erschrak so sehr, dass sie mit einem Satz unter das Bett des Bürgermeisters sprang und sich dort versteckte.

„Gott sei Dank habe ich ein schwarzes Fell. Da kann mich keiner so leicht finden“, dachte sich Tina.

Im Zimmer stand Bob, der Wächter des Bürgermeisters, und hatte seinen Speer drohend erhoben. Bob war allerdings recht klein und rund, so dass der Speer fast doppelt so groß war wie er und ihn gefährlich schwanken ließ. Der Bürgermeister, der aus dem Schlaf gerissen wurde, rief: „Was ist denn los, Bob! Warum machst du denn so einen Lärm.“ „Hier muss jemand im Zimmer sein! Ich habe die Türklinke ganz deutlich gehört!“, entgegnete Bob.

Der Bürgermeister winkte ab und meinte nur: „Ach was, das kümmert mich nicht. Ich schlaf jetzt weiter.“

Aber Bob blieb weiter wachsam im Zimmer stehen und Tina wusste nicht, wie sie ungesehen hinauskommen konnte. Doch allmählich wurde auch der Wächter müde. Er setzte sich auf einen Stuhl. Nach einer Weile wurde der Kopf schwer, dann fielen ihm die Augen zu und schließlich schlief er ein.

Tina hatte alles ganz genau beobachtet. Als Bob endlich schlief, schlich sie vorsichtig unter dem Bett hervor. Leise ging sie zum Nachtkästchen und machte ihre Pfote ganz lang, bis sie endlich die Kappe greifen und an sich nehmen konnte. Unter der Kappe war aber leider ein Schlüssel, der krachend zu Boden fiel.

Bob war sofort wieder wach und rief: „Wer ist da? Zeig dich!“

Tina packte die Kappe in ihre Schnauze und flog davon.

Auch der Bürgermeister wurde von dem Krach wach. Bob erklärte ihm, was er gesehen hatte: „Da war eine fliegende Katze, Herr Bürgermeister. Sie hat ihre schöne Kappe gestohlen und ist einfach davongeflogen!“

Der Bürgermeister glaubte dem Wächter kein Wort. Als er aber sah, dass die Kappe tatsächlich verschwunden war, verdächtigte der Bürgermeister seinen Wächter Bob. „Was ist denn das für eine Ausrede! Fliegende Katze – pah! Du hast die Kappe gestohlen!“

Auch wenn Bob noch so sehr beteuerte, die Wahrheit zu sagen – es half nichts. Noch in derselben Stunde wurde er ins Gefängnis gebracht.

Tina flog durch die Nacht und rettete sich ins Viertel Alt-Schwarzberg. Freudig setzte sie sich die Kappe auf, und die war so schön dick, dass sie sofort warme Ohren hatte.

Am nächsten Tag ging die Nachricht durch ganz Tallinn, dass Bob die Kappe des Bürgermeisters gestohlen habe. Als Tina das hörte, tat ihr der Wächter leid. Nein, dass ein anderer bestraft wird für das, was sie getan hatte, das wollte sie nicht. Sie überlegte nicht lang – und flog direkt ins Rathaus zum Bürgermeister. Der staunte nicht schlecht, als durch sein Fenster eine schwarze Katze geflogen kam und seine Kappe im Maul hatte.

Tina legte die Kappe vor ihn hin und meinte: „Ich habe die Kappe gestohlen. Aber nur, weil es mich schon so lange friert. Sonst hätte ich sie nicht genommen. Ihr Wächter ist unschuldig.“

Als der Bürgermeister diese ehrliche Katze vor sich sah, da wurde er ganz sanft. Er ließ Bob aus dem Gefängnis holen und zu Tina sagte er: „Meine Bürgermeisterkappe kannst

du nicht haben, die brauche ich selbst. Aber ich kann dir eine andere geben, und wenn du magst, kannst du von heute an bei mir zu Hause wohnen.“

Das wollte Tina auf jeden Fall, denn in dem Haus des Bürgermeisters gab es viele Öfen und es war schön warm. Tina und der Bürgermeister wurden gute Freunde. Heute leben die beiden zwar nicht mehr, aber die Kappe, die soll es noch geben.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der 7. Klasse  
des Deutschen Gymnasiums Kadriorg in Tallinn, Juni 2022*

# Kroatien

## *Esseg/Osijek*

### **Die Sage von dem Opernglas**

Vor 100 Jahren lebte in der alten Festung von Esseg in einem armen Stadtteil eine junge Frau von seltener Schönheit – Julia. Ihre Familie kannte sie nicht. Der einzige Gegenstand, den sie von ihrer Mutter geerbt hatte, war ein Opernglas. Dass sie eine Cousine von einem Habsburger Prinzen war, wusste sie nicht. Jeden Tag saß sie mit dem Opernglas vor dem Theater. Doch hineingehen konnte sie nicht – mit ihrer abgenutzten grauen Kittelschürze. Geld für eine Theaterkarte hatte sie auch nicht.

„Wie schön wäre es, ein schönes rotes Kleid zu besitzen!“, seufzte sie.

Julias Nachbarin war alt und krank. Deshalb half ihr Julia bei der Hausarbeit. Während sie aushalf, erzählte sie der Nachbarin von ihrem Wunschkleid, um damit ins Theater gehen zu können. Die Nachbarin, die einst Schneiderin gewesen war, musste nicht lange überlegen: Sie raffte all ihre Kraft zusammen und nähte dem lieben Mädchen ein schönes rotes Kleid. Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie dankbar und glücklich Julia war! Sie trug ihr Kleid und tanzte unentwegt auf den Straßen Essegs und in der alten Festung.

Eines Tages ging die Habsburger Familie durch die alte Festung spazieren, auch Julias Tante war dabei. Dort sah sie Julia tanzen. Gebannt schaute ihr die Tante zu und dachte: „Die Kleine sieht aus wie meine Schwester! Dieses blonde Haar, die blauen Augen, das strahlende Lachen, die weißen Zähne, der weinrote Mund ...“

Als Julia beim Tanzen das Opernglas aus der Tasche gefallen war, war es der Tante klar: „Das ist meine Nichte! Das darf niemand erfahren!“ Unbemerkt hob sie das Opernglas auf und steckte es ein: „Das wollte ich schon immer haben!“

Als Julia eines Tages auf dem Platz tanzte, kam wieder die Habsburger Familie vorbei. Diesmal fiel sie dem jungen Prinzen, ihrem Cousin, auf. Er begrüßte die vermeintlich Fremde. Und da sie ihm sympathisch war, lud er sie ins Theater ein.

Dort sah Julia plötzlich eine Frau mit dem Opernglas, das sie in der Zwischenzeit sehr vermisst hatte. Es war ihre Tante, von der sie aber nie etwas gehört hatte.

Um das kostbare Opernglas behalten zu können, wollte die habgierige Tante ihre Nichte verhaften lassen. Doch Julia sagte der Polizei, das Opernglas trage eine Widmung ihrer Mutter und würde ihr gehören. Die Polizei fand die Wahrheit heraus und brachte die Tante in ein Verlies.

Julia fühlte sich überglücklich, dass sie ihr einziges Erbstück, das Opernglas, zurückbekommen hatte. Und zu diesem Glück kam ein zweites dazu: Die Habsburger Familie erkannte in Julia die verschollen geglaubte Cousine des jungen Prinzen, mit dem sie bereits öfter ins Theater gegangen war.

Nach einer Weile reiste Julia mit der Habsburger Familie nach Wien, wo sie zur Prinzessin wurde. Von da an lebte sie glücklich mit ihrer neuen Familie auf dem Schloss.

Und wenn sie nicht gestorben ist, geht sie auch heute noch mit ihrem Opernglas täglich ins Theater.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der 12. Klasse  
des Sprachgymnasiums in Esseg/Osijek, Mai 2017*

## **Doras Flucht**

Es war einmal in Esseg ein begabtes Mädchen, das die Menschen mit ihrem Klavierspiel verzauberte. Ihre Familie war wohlhabend, so dass das Mädchen – Dora war ihr Name – ein eigenes Klavier besaß. Im Jahr 1850 war es ungewöhnlich, dass junge Frauen ihre Zeit ausschließlich mit Klavierspielen verbrachten. Doch Dora, die in jenem Jahr 20 Jahre alt geworden war, hatte sogar den Ehrgeiz, die bekannteste Pianistin in der alten Festung von Esseg zu werden. Die großgewachsene Dora mit ihrem dunkelbraunen Haar und ihren hinreißenden rehbraunen Augen war nicht nur hübsch, sie hatte auch ein gutes Herz.

Leider hatte ihr Vater andere Pläne mit Dora: Er wollte sie mit dem reichsten Mann aus Esseg – mit Pavle – verheiraten. Doch Pavle war ein schrecklicher Mann und stockdumm obendrein. Dem Vater gelang es trotzdem, Dora mit Pavle zu vermählen. Nach der Hochzeit stellte sich heraus, dass Pavle vieles hasste – insbesondere die Musik. Er erlaubte Dora das Klavierspielen nicht. Aber Dora ließ sich das nicht gefallen – sie wollte eine freie und selbstständige Frau werden. Eines Tages, als sie im Geheimen Klavier spielte, hatte sie plötzlich eine Idee: Am klügsten sei es wohl, mit ihrer Zofe zu fliehen. Dora weihte ihre Zofe Maria in ihre Pläne ein – und die war sofort einverstanden! Als es Nacht wurde, schlichen die beiden Frauen aus dem Haus. Ein paar Kleider und etwas zum Essen hatten sie zwar mitgenommen, doch als sie auf ihre Pferde stiegen, fiel Dora ein, dass sie ihren Ring – ein altes Erbstück, dem man magische Kräfte nachsagte – vergessen hatte. Schnell lief sie zurück und holte den Ring. Nun konnten die beiden fliehen: Sie hatten etwas bei sich, das ihnen in der Not helfen würde.

Doch als sie durch den dunklen Wald ritten, hatten die Frauen große Angst. Ihnen war nicht entgangen, dass in Pavles Zimmer plötzlich das Licht brannte, als Dora mit ihrem Zauberring zurück zu den Pferden geeilt war. Pavle hatte ihre Flucht bestimmt bemerkt und verfolgte sie. Die beiden Frauen ritten zwar im Galopp davon, doch sie wussten, dass es Pavle nicht aufgeben würde, sie zu suchen.

Als die beiden Frauen todmüde an einer Hütte vorbeikamen, beschlossen sie, sich ein bisschen auszuruhen. Und weil sie dachten, Pavle habe ihre Spur verloren, ließen sie ihre Pferde vor der Hütte grasen. Pavle jedoch hatte ihre Spur nicht verloren – im Gegenteil: Er hatte sie die ganze Zeit aus sicherer Entfernung beobachtet.

Die beiden Frauen waren so erschöpft, dass sie sofort einschliefen. Doch dann riss plötzlich jemand die Tür auf und schrie so laut, dass es alle Tiere des Waldes hören konnten: „Hier seid ihr also!“ Pavle fesselte die beiden Frauen und brachte sie in einen alten, dunklen Turm: „Dora, da du mich nicht heiraten wolltest, sollst du nun hier dein Leben in Einsamkeit fristen. Deine Zofe kann Dir dabei Gesellschaft leisten!“

Die beiden Frauen waren verzweifelt. Wie sollten sie je hier herauskommen? Doch dann erinnerte sich Dora an ihren Ring, den sie in ihrem Zopf versteckt hatte. Sie nahm den

Ring und sprach die magischen Worte ihrer Urahnen aus: „LUX AETERNA“ – und siehe da: Dora wurde sofort unsichtbar. Schnell sprach sie auch ihren Wunsch aus: „Ich möchte mit meiner Zofe Maria davonfliegen!“ Doch als Dora aus dem Fenster flog, merkte sie, dass Maria es nicht geschafft hatte, sich an sie zu klammern. Und oh Schreck! Wer kam denn da des Weges? Pavle auf seinem Pferd! Er stand schon vor dem Turm, schloss das Tor auf und sah die Zofe Maria, die er bislang keines Blickes gewürdigt hatte. Doch nun ließ er sie nicht mehr aus den Augen und es war um ihn geschehen: Er verliebte sich auf der Stelle in sie. Maria stand wie elektrisiert vor ihm: Aus Schüchternheit und Demut hatte sie Pavle auch nie in die Augen gesehen. Die beiden fielen sich in die Arme und wollten nichts als schleunigst heiraten.

Dora beobachtete die beiden und war glücklich. Ihren Zauberring brauchte sie nicht mehr, denn sie wurde nicht nur in der alten Festung von Esseg die bekannteste Pianistin, sondern erlangte mit ihrem Klavierspiel Weltruhm. Als sie älter wurde, gründete sie sogar eine Musikschule, die heute noch ihren Namen trägt. Die zwei Kinder von Pavle und Maria wurden ihre besten Schüler.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der 11. Klasse  
des Sprachgymnasiums in Esseg/Osijek, Mai 2017*

## **Das magische Amulett von Esseg**

In der Altstadt von Esseg lebte um das Jahr 1800 ein Mann von ungefähr 50 Jahren. Er hieß Hans, hatte eine Frau und ein Kind und war ein reicher Mann. Hans hatte von seiner Großmutter ein Amulett geerbt. Seine Großmutter hatte zu ihm gesagt: „Hans, bewahre dieses Amulett gut auf, es hat besondere magische Fähigkeiten! Es wird dir einmal sehr nützlich sein!“ Doch welche Fähigkeiten das Amulett besaß, wusste Hans nicht.

Eines Tages gab er seiner Enkelin das Amulett, und als sie sich dieses um den Hals legte, merkte Hans, dass sich ihre Persönlichkeit veränderte. Sie wurde lustiger und fröhlicher. Hans merkte, dass das Amulett eine positive Wirkung auf die Menschen hatte. Einige Zeit später lag seine Großmutter im Sterben. Sie war eine Frau von über 100 Jahren, altersschwach und krank. Hans ging zu ihr und gab ihr das Amulett. Und wie durch ein Wunder wurde sie wieder gesund und stark und sah 20 Jahre jünger aus. Nun wusste Hans, dass das Amulett Menschen gesund machen und das Leben verlängern konnte. Er freute sich sehr, dass er solch ein wertvolles Amulett besaß.

Es gab jedoch eine Dame in Esseg, die von dem Amulett gehört hatte und die es für sich allein haben wollte. Ihr Name war Ruzica. Sie täuschte eine Krankheit vor, doch in Wirklichkeit war sie gar nicht krank, sondern wollte mit dem Amulett Jugend und Schönheit erlangen.

Hans, der ein gutes Herz hatte, gab ihr das Amulett und sagte zu ihr: „Ruzica, gerne gebe ich Dir das Amulett und hoffe, dass Du bald wieder gesund bist! Wenn Du mein Amulett nicht mehr brauchst, bitte bring es mir zurück!“

Ihr müsst aber wissen, dass es mit dem Amulett etwas Besonderes auf sich hatte: Es merkte genau, wer wirklich Hilfe brauchte und wer nicht. Wenn jemand nicht krank war und das Amulett lediglich missbrauchen wollte, bewirkte es das Gegenteil. So kam es, dass Ruzica – statt jung und frisch – alt, runzlig und hässlich wurde.

Als Ruzica in den Spiegel sah, war sie entsetzt! Zornig ging sie zu Hans und beschwerte sich: „Dein Amulett hat mich entstellt!“ Er aber erwiderte: „Daran bist Du selber schuld! Du warst nicht wirklich krank und wolltest das Amulett nur missbrauchen!“

Wutentbrannt warf Ruzica das Amulett in die Drau, wo es bis auf den Grund des Flusses sank und dort liegen blieb.

Viele Jahre später, im Jahr 2017, ging ein junger Arzt nach einem langen Arbeitstag im Krankenhaus am Ufer der Drau spazieren. An der Hängebrücke hatte sich ein Gegenstand verfangen. Er machte ihn los, und sah, dass es sich um ein Amulett handelte, das sehr alt aussah. An seinem freien Tag ging der Arzt ins Stadtarchiv, um in den alten Schriften nach Hinweisen oder Auskünften zum Amulett zu suchen. In einem alten Dokument fand er Berichte darüber, dass Patienten, die sehr krank gewesen waren, wieder gesund wurden, wenn sie eine Zeit lang das Amulett trugen. Er probierte dies im Krankenhaus aus. Und tatsächlich: Das Amulett hatte nichts von seiner Zauberkraft verloren! Der junge Mann heilte viele Kranke und wurde ein berühmter und erfolgreicher Arzt.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der 8. Klasse  
der Grundschule Franjo Krežma in Esseg/Osijek, Mai 2017*

## **Zagreb**

### **Der Krapfenzauber**

Es ist noch gar nicht lange her, da lebte in Zagreb eine Frau im allerbesten Alter. Ihr Name war Marcia und sie war eine begnadete Krapfenbäckerin. Aus allen Stadtteilen Zagrebs kamen die Leute, um ihre Krapfen zu probieren.

Marcia war eine imposante Erscheinung: Auf ihrem langen, roten Haar trug sie gerne einen großen Hut, unter dem ihre grünen Augen hervorfunkelten. Sie liebte alles, was auffällig war und beim Backen trug sie immer eine Schürze mit vielen bunten Punkten. Obwohl Marcia allein lebte, war sie den Freuden der Liebe nicht abgeneigt und sie unterhielt eine leidenschaftliche Affäre mit dem Direktor eines Gymnasiums. An einer festen Beziehung war Marcia nicht interessiert, doch sie genoss die heimlichen Treffen mit dem gutaussehenden Schuldirektor, der im Übrigen verheiratet war.

Schon lange hegte Marcia den Wunsch, sich als Krapfenbäckerin selbstständig zu machen. Um zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, schmiedete sie einen Plan: Wie wunderbar wäre es doch, einen Krapfenstand in der Schule ihres heimlichen Geliebten zu eröffnen! So könnte sie ihren Liebhaber jeden Tag treffen, ohne dass es auffiele. Ganz nebenbei könnte sie als selbstständige Geschäftsfrau die Schulkinder mit ihren leckeren Krapfen erfreuen und ihren Lebensunterhalt verdienen.

Nun musste sie nur noch ihren Geliebten von ihrem Vorhaben überzeugen. Bisher waren sich die beiden darüber einig, dass es sich bei ihrem Arrangement um eine rein sexuelle Angelegenheit handelte, bei der keine Gefühle im Spiel waren. Marcia grübelte darüber nach, wie sie es schaffen könnte, den Schuldirektor in sich verliebt zu machen. Dann würde er sie jeden Tag sehen wollen und würde der Eröffnung des Krapfenstandes sofort zustimmen.

Sie setzte sich in ihre Küche und überlegte. Plötzlich fiel ihr ein, dass sie von ihrer Großmutter einen alten Schlüssel zu einem Schrank geerbt hatte, der viele geheimnisvolle Rezepte enthielt. Vielleicht würde sie dort ein Rezept für einen Liebeszauber finden.

Und tatsächlich: Sie musste gar nicht lange suchen. In einem verstaubten Ordner fand sie ein vergilbtes Rezept, das sehr erfolgsversprechend klang. Für ihr nächstes Rendezvous backte Marcia einen Krapfen mit einem starken Liebeszauber. Kaum hatte ihr Liebhaber den Krapfen verspeist, war er in heftiger Liebe zu ihr entbrannt. Ab sofort verspürte er solch eine Sehnsucht nach seiner Geliebten, dass er ihr selbst vorschlug, einen Krapfenstand in seiner Schule zu eröffnen. Marcia konnte ihr Glück kaum fassen: Das lief ja wie am Schnürchen!

Nur noch eine letzte Hürde galt es zu überwinden: die Genehmigung des Krapfenstandes beim zuständigen Amt. Marcia war sehr zuversichtlich, dass dies nur eine Formsache sein konnte. Was Marcia jedoch nicht wusste: Der zuständige Sachbearbeiter hatte einen Neffen, der durch seine Spielsucht große Schulden angehäuft hatte. Deshalb wollte der Sachbearbeiter den Krapfenstand seinem Neffen, der auch Bäckermeister war, zuschanzen, damit dieser seine Schulden abarbeiten konnte. Das war Vetternwirtschaft vom Feinsten!

Doch Marcia ließ sich nicht so leicht abwimmeln. Sie belagerte so lange das Büro des Sachbearbeiters, bis dieser ihr die Wahrheit gestand. Da machte Marcia ihm einen ungewöhnlichen Vorschlag. Niemand wusste bisher, dass Marcia eine reiche Frau war. Von einer alten Tante hatte sie viel Geld geerbt und verwahrte es schon seit vielen Jahren unter ihrer Matratze. Mit diesem Geld wollte sie die Schulden des jungen Mannes bezahlen, wenn sie im Gegenzug die Genehmigung für den Betrieb des Krapfenstandes auf Lebenszeit erhalten würde.

Dieses Angebot konnte der Sachbearbeiter nicht ausschlagen. Und so dauerte es nicht mehr lange – und Marcias Krapfenstand konnte mit einem großen Fest eingeweiht werden.

Marcia war so glücklich, wie es eine Frau im allerbesten Alter nur sein kann. Sie hatte alles, was ihr Herz begehrte! An jedem Schultag stand sie mit ihrem großen Hut, der bunten gepunkteten Schürze und einem breiten Lächeln an ihrem Krapfenstand. Sie machte weiterhin die besten Krapfen, die man in Zagreb je gegessen hatte. Und ihr Geliebter, der Schuldirektor, war begeistert – Marcia, die Krapfen und die Schule waren sein ganzes Glück!

Und wenn Ihr mal zufällig in Zagreb seid und Krapfen esst, die Euch auf der Zunge zergehen und besser schmecken als alle Krapfen, die Ihr jemals gekostet habt, dann haltet Ausschau nach Marcia – sie ist bestimmt nicht weit weg!

*Erfunden von Lehrerinnen und Erzieherinnen  
im Verein der Gemeinschaft der Deutschen in Zagreb, April 2018*

## **Der Tortenheber aus Zagreb**

Im 16. Jahrhundert gab es unsere Stadt Zagreb noch nicht. Damals stand an diesem Ort eine Stadt, die Gradec hieß und in etwa 2 000 Einwohner zählte. Einige Bauwerke, die heute zu den touristischen Attraktionen unserer Stadt gehören, gab es schon damals. Zum Beispiel – die Markuskirche, das alte Steintor und einige der Türme.

Gradec war eine Stadt mit freien Bürgern. Viele Handwerker hatten sich dort angesiedelt. In der Stadt regierte ein Bürgermeister, den der König höchstpersönlich auswählte. In den Straßen herrschte lebhafter Verkehr, nur dass damals im Gegensatz zu heute keine Autos, sondern Kutschen die Straßen füllten.

Zu dieser Zeit lebte in Gradec eine Frau, die Vlatka hieß. Vlatka war keine gewöhnliche Frau: Sie war eine stadtbekannte Hexe. Die Leute munkelten, dass sie schon über 200 Jahre alt sei, und fürchteten sich vor ihr und ihren Hexenkünsten. Obwohl Vlatka so alt war, sah sie blendend aus – wie das blühende Leben. Eine richtige Schönheit. Sie hatte langes, glattes, prächtiges schwarzes Haar, welches sie sorgfältig pflegte. Ihre Augen leuchteten rot, doch das war das einzig Ungewöhnliche an ihrem Aussehen. Vlatka lebte allein in einem kleinen Häuschen am Stadtrand. Na ja, nicht ganz allein: Sie hatte zwei Katzen, eine schwarze und eine weiße, beide liebte sie sehr. Dass ihre beiden Katzen die Sprache der Menschen sprechen konnten, das war ihr Geheimnis.

Vlatka war eigentlich recht zufrieden mit ihrem Leben, doch hegte sie seit langem den Wunsch, die lateinische Sprache zu beherrschen. Ihr wisst es vielleicht nicht, doch lasst

es Euch sagen: Die meisten Hexenzaubersprüche sind in lateinischer Sprache verfasst – zumindest die anspruchsvolleren, die über das ein-bisschen-mit-Warzen-Zaubern, das Vlatka im Schlaf konnte, hinausgingen.

Wenn Ihr jetzt denkt, Vlatka wollte besser hexen können, um den Menschen zu schaden, dann irrt Ihr Euch gewaltig. Das Gegenteil war der Fall. Vlatka fühlte sich oft einsam. Mit ihrer Zauberkunst wollte sie den Menschen helfen. Vielleicht würde sie ja dadurch neue Freunde gewinnen!

Wie sollte sie das bewerkstelligen? Vlatka überlegte und überlegte. Doch, wie sie es auch drehte und wendete: Der einzige Mensch, den sie kannte und der die lateinische Sprache beherrschte, war der Priester der Markuskirche. Ob der ihr helfen würde?

Eines Tages fasste sich die hübsche Hexe ein Herz und klopfte an die Tür des Pfarrhauses. Der junge Priester empfing sie viel freundlicher, als sie erwartet hatte. Er kannte Vlatkas gutes Herz und erklärte sich gerne bereit, ihr Lateinunterricht zu geben. Doch, oje – das war freilich viel schwerer, als Vlatka es sich vorgestellt hatte! Oft schwirrte ihr der Kopf von den vielen Vokabeln und Grammatikregeln, die sie auswendig lernen musste. Zum Glück half ihr ihre weiße Katze beim Lernen und fragte sie sämtliche Konjugationen und Deklinationen ab, während sich die schwarze Katze faul auf dem Ofen räkelte. Mit der Zeit beherrschte sie die lateinische Sprache immer besser und besser. Sie hatte sich auch schon einige neue lateinische Zaubersprüche angeeignet. So wäre alles gut gelaufen, wenn nicht der König von der Angelegenheit erfahren hätte.

Ihr müsst nämlich wissen, dass der König sehr gut an den Problemen und Krankheiten seiner Untertanen verdiente. Sein Hofapotheker hatte für jedes erdenkliche Problem, für alle großen und kleinen Wehwehchen ein Pulver oder einen Trank parat, die er für sehr teures Geld an das Volk verkaufte. So war die Staatskasse immer gut gefüllt und der König ließ es sich – auf Kosten der Bürger von Gradec – gut gehen.

Die Nachricht, dass Vlatka eine gute Hexe war, die die Menschen unentgeltlich von ihren Beschwerden heilen wollte, war ihm verständlicherweise ein Dorn im Auge. Und so ersann der König eine List. Er schickte Vlatka eine Torte und gab vor, ihre Verdienste um die Gesundheit der Bevölkerung seines Königreichs zu würdigen. Doch die Torte war vergiftet. So wollte er die Hexe ein für alle Male aus dem Weg schaffen!

In Vlatkas Besitz befand sich ein wunderschöner Tortenheber aus Silber, ein Erbstück aus ihrer Familie. Bisher hatte Vlatka ihn noch nie benutzt, doch weil sie sich über die vermeintliche Anerkennung des Königs so sehr freute, holte sie ihn zur Feier des Tages aus der Vitrine. Als sie sich nun ein Stück der vergifteten Torte auf ihren Teller legen wollte, verfärbte sich der Tortenheber plötzlich und wurde grün: Das Gift in der Torte hatte, als es auf das Silber traf, eine chemische Reaktion ausgelöst. Die Hexe war so unbekümmert, dass sie es gar nicht bemerkte, wohl aber ihre schlaue weiße Katze, die sie gerade noch rechtzeitig vor dem Verzehr der Torte warnen konnte. Um Haaresbreite war Vlatka diesem heimtückischen Anschlag entgangen!

Doch so schnell gab der missgünstige König nicht auf. Zusammen mit seinem Apotheker schmiedete er weitere Pläne, wie er sich der unliebsamen Konkurrentin entledigen könnte. Vlatkas weiße Katze hatte aber in der ganzen Stadt ihre Informanten, so dass ihr die Intrigen des Königs nicht verborgen blieben. Wieder warnte sie die Hexe, welche sich daraufhin mit der Katze in den königlichen Palast schlich und den König in eine Maus verwandelte. Und so schnell konnte sie gar nicht schauen, wie ihre Katze die königliche

Maus gefangen und mit einem einzigen Biss verspeist hatte. Der böse Apotheker floh daraufhin, so schnell er konnte, aus der Stadt und ward nie wieder gesehen.

Seit diesem Tag half Vlatka den Menschen in Gradec, wo und wie sie nur konnte. Sie wurde zu einer angesehenen Heilerin. Weit über die Stadtgrenzen hinaus lobten Jung und Alt ihre Heilkunst. Die weiße Katze konnte sich nun endlich – wie es die schwarze Katze schon längst tat – auf die warme Ofenbank legen. Dort brachte sie noch viele gemütliche Jahre zu.

Der Tortenheber bekam einen Ehrenplatz in der Vitrine. Da Vlatka keine Kinder hatte, geriet er in Vergessenheit, bis er eines Tages, vor gar nicht so langer Zeit, beim Bau eines neuen Hauses in Zagreb wieder zum Vorschein kam. Und Ihr kennt jetzt seine wahre Geschichte!

*Erfunden mit Schülerinnen und Schülern des  
5. Gymnasiums in Zagreb, April 2018*

## **Helga und der Zauberring**

Vor langer Zeit lebte in Gradec eine Hexe. Sie hieß Helga und war gerade einmal 200 Jahre alt. Das ist blutjung für eine Hexe, müsst Ihr wissen.

Helga besaß zwar ein sehr schönes schwarzes Kleid und einen attraktiven roten Umhang. Doch beides konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass Helga sehr hässlich war. Wenn sie durch die Stadt ging, wandten sich alle Menschen schauernd von ihr ab und die Kinder riefen ihr aus sicherer Entfernung Spottverse nach. Zum Glück besaß Helga einen unermesslich wertvollen Schatz: Es war ein Zauberring. Wenn sie diesen an ihren Ringfinger steckte und ihn einmal umdrehte, wurde sie wunderschön. Helga hütete diesen Ring wie ihren Augapfel, denn er ermöglichte es ihr, in der Gestalt einer schönen jungen Frau aufzutreten, der jeder bewundernd nachschaute.

Helga war unsterblich in einen jungen Mann verliebt. Und dieser erwiderte ihre Liebe. Er hatte wegen Helga sogar seine Frau verlassen, so sehr bewunderte er sie. Allerdings kannte er sie nur in ihrer schönen Gestalt und ahnte nichts davon, dass sie ihr zauberhaftes Aussehen nur einem magischen Ring verdankte. Und Helga hütete sich natürlich, ihm davon zu erzählen. Sie war einfach nur glücklich, dass sie geliebt wurde.

Doch das Schicksal spielte Helga übel mit: Eines Tages verlor sie ihren Ring! Sie suchte ihn überall, konnte ihn aber nirgends finden. Ihr könnt Euch vorstellen, wie verzweifelt sie war. Hinter einem Schleier verbarg sie ihr hässliches Gesicht, lief nach Hause und weinte bitterlich.

Was war mit dem Ring geschehen?

Eine andere Hexe hatte ihn gefunden. Die freute sich riesig, als sie herausfand, dass sie zu einer wahren Schönheit wurde, wenn sie den Ring um ihren Finger drehte. Sie sah genauso aus wie die unbekannte Schöne, der sie schon so oft bewundernd nachgeschaut hatte. Sie hatte gar keine Zeit, sich lange zu wundern, denn schon schloss sie Helgas Geliebter in seine Arme und schwor ihr ewige Liebe.

Helga brach beinahe das Herz, als sie, verhüllt mit einem Schleier, mit ansehen musste, wie ihr Liebster eine andere küsste. Doch nun wusste sie wenigstens, wo ihr Ring geblieben war!

In der Nacht schlich sie sich heimlich in das Haus der anderen Hexe und stahl den Ring vom Nachtkästchen. Es wäre doch gelacht, wenn sie nicht die Liebe des jungen Mannes zurückerobern könnte! Doch ihre Rivalin erwachte und es entbrannte ein erbitterter Kampf um den Ring. Nach einiger Zeit kamen die Hexen jedoch zur Besinnung und entschlossen sich, zu ihrem Liebsten zu gehen. Sollte er doch entscheiden, für wen sein Herz schlug!

Gleich am nächsten Morgen klopfen sie an seine Tür und erklärten ihm alles. Als der junge Mann erfahren hatte, dass Helga in ihrer wahren Gestalt hässlich wie die Nacht war und auch die andere Hexe nur durch den Ring in Schönheit erstrahlte, war es schnell vorbei mit seinen leidenschaftlichen Gefühlen. Verbittert schlug er den beiden die Tür vor der Nase zu.

Von der Liebe und dem jungen Mann tief enttäuscht, verbündeten sich die beiden verschmähten Frauen und schmiedeten einen finsternen Plan. Sie lauerten dem jungen Mann auf und töteten ihn. Den Ring, der allen nur Unglück gebracht hatte, legten sie mit in seinen Sarg.

Als die erste Frau des Mannes, die von ihm wegen Helga verlassen worden war, vom Tod ihres Gatten hörte, war sie außer sich vor Trauer. Getrieben von dem innigen Wunsch, ihn noch ein letztes Mal zu sehen, ging sie zum Friedhof und öffnete den Sarg, der dort aufgebahrt war. Sie fand den Ring und nahm ihn an sich, als Erinnerung an ihren geliebten Mann. Der Ring wurde in der Familie weitervererbt, doch das Geheimnis um seine Zauberkraft wurde nie entdeckt.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern des  
5. Gymnasiums in Zagreb, April 2018*

# Lettland

## *Riga*

### **Unerwartete Liebe**

In Zaķumuiža gab es einst vor langer, langer Zeit einen Schmied, der von allen Onkel Sergej genannt wurde. Er war 41 Jahre alt und lebte ganz allein in einem Häuschen bei seiner Schmiede außerhalb des Ortes. Onkel Sergej war ein guter und frommer Mann und so berühmt für seine Schmiedekunst, dass sogar der König seine Schwerter bei ihm bestellte.

Obwohl es Onkel Sergej gut ging und er von jedem sehr geschätzt wurde, fühlte er sich doch oft allein. Und je mehr Zeit verging, desto sehnlicher wünschte er sich eine Frau an seiner Seite.

Eines Tages ging Onkel Sergej mit Pfeil und Bogen auf die Jagd in den Wald. Mit dem Bogen war er fast genauso geschickt wie mit dem Schwert. Er entdeckte auf einem Baum ein kleines Vögelchen, legte einen Pfeil ein und zielte. Da begann das Vögelchen plötzlich zu sprechen: „Ich bitte dich, töte mich nicht! Wenn du mich verschonst, dann werde ich dir ein magisches Armband schenken, mit dem du die Liebe deines Lebens finden wirst!“

Onkel Sergej wunderte sich, dass der Vogel so sprach, doch dann überlegte er nicht lange und willigte ein. Nun würde sich vielleicht sein größter Wunsch bald erfüllen!

Das Vögelchen hielt Wort und schenkte ihm ein schönes Armband mit funkelnden Edelsteinen. Onkel Sergej legte sich das Armband um das Handgelenk, bedankte sich bei dem kleinen Vogel und ging nach Hause.

Am nächsten Tag ging er auf den Markt, um einzukaufen. Als er gerade vor einem Gemüsestand überlegte, was er noch für sein Mittagessen besorgen wollte, merkte er, dass das Armband an seinem Handgelenk plötzlich anfing, zu leuchten. Onkel Sergej war ganz aufgeregt. Das war bestimmt ein Zeichen, dass seine zukünftige Frau in der Nähe war! Schnell blickte er sich um und sah neben sich eine wunderschöne junge Frau stehen. Weil er so schüchtern war, traute er sich aber nicht, sie anzusprechen. So schaute er sie voller Bewunderung an. Dabei fiel ihm auf, dass sie eine schöne Kette um den Hals trug. Aber diese Kette kannte er doch! Vor langer Zeit, als er noch ein Junge war, hatte er sie einem Mädchen geschenkt. Sie waren beste Freunde gewesen, und als sie mit ihrer Familie fortziehen musste, hatte er ihr zum Andenken diese Kette überreicht. Er fasste sich ein Herz und fragte: „Annabelle, bist du das?“ Die junge Frau blickte ihn verwundert an. „Ja, ich heiße Annabelle, aber wer bist du?“

„Ich bin es, dein alter Freund Sergej!“ Annabelle konnte es kaum glauben, dass der beste Freund ihrer Kindheit vor ihr stand. Die beiden hatten sich viel zu erzählen und verstanden sich noch genauso gut wie früher. Von nun an verbrachten die beiden jede freie Minute zusammen. Schon bald fragte Onkel Sergej Annabelle, ob sie ihn heiraten wolle. Ihr könnt Euch vorstellen, wie glücklich er war, als sie „Ja“ sagte.

Am Tag der Hochzeit ging Onkel Sergej voller Vorfreude zu Annabelles Haus, um sie abzuholen. Doch sie war nicht dort! Onkel Sergej erschrak. Hatte sie es sich vielleicht

anders überlegt und war fortgegangen? Nein, das konnte nicht sein. Sie liebte ihn doch genauso, wie er sie liebte. Es musste etwas passiert sein.

Als er ratlos vor Annabelles Haus stand und nicht wusste, was er tun sollte, kam plötzlich sein Freund Sanja auf ihn zu. „Gut, dass du hier bist, Sergej! Du glaubst nicht, was ich gerade beobachtet habe!“ Und Sanja erzählte, dass er gerade noch beobachten konnte, wie ein Dämon Annabelle in die Hölle entführt hatte. Ihr müsst nämlich wissen, dass dieser Dämon namens Shakira so von Annabelles Schönheit bezaubert war, dass er sie unbedingt bei sich in der Hölle haben wollte, um sie für immer bewundern zu können.

„Das ist ja schrecklich! Wir müssen Annabelle unbedingt befreien!“, rief Onkel Sergej. Zusammen mit Sanja ging er in den Wald, denn dort, weit weg von allem Lärm und allen Menschen, hatte er immer die besten Ideen.

Plötzlich knackte und raschelte es, und als Sanja sich umblickte, war sein Freund verschwunden. „Sanja, hier bin ich, hilf mir!“, hörte er seine Stimme. Sanja entdeckte eine tiefe Grube. Sie war mit Zweigen und Blättern abgedeckt gewesen und Sergej war hineingefallen. Und stellt Euch vor: Auf dem Boden der Grube stand ein alter rostiger Käfig, in dem Annabelle gefangen war! Onkel Sergej war überglücklich, dass ihr nichts geschehen war.

„Schnell, Sanja!“, rief er dann zu seinem Freund hinauf. „Lauf zur Schmiede und hole mir mein schärfstes Schwert! Das, mit dem ich alles durchschneiden und jeden besiegen kann!“

So schnell er konnte, rannte der Freund zur Schmiede und kam gerade noch im richtigen Augenblick mit dem Schwert zurück. Denn der Dämon hatte inzwischen die Anwesenheit von Onkel Sergej in der Grube bemerkt und wollte ihn gerade angreifen. Schnell warf Sanja das Schwert in die Grube und mit einem einzigen Hieb brachte Onkel Sergej den Dämon zur Strecke.

Schnell zerschlug er mit seinem Schwert die Eisenstäbe des Käfigs und schloss seine Annabelle in die Arme. „Ach Liebste, ich bin ja so froh, dass ich dich wieder habe! Aber wie sollen wir jetzt aus dieser Höllengrube wieder herauskommen?“

Da erlebten die beiden eine große Überraschung. Sanja, der seine Haare immer in einem dicken Knoten auf dem Kopf trug, ließ diese plötzlich in die Grube hinab. Sie waren zu einem langen Zopf geflochten und so kräftig, dass sie stabiler waren als jedes Seil. Das war Sanjas Superkraft, die bisher ein gut gehütetes Geheimnis gewesen war.

Die beiden Liebenden kletterten an den Haaren hinauf und waren gerettet. Nun konnte die Hochzeit doch noch stattfinden. Sie dauerte drei Tage und drei Nächte, und wir alle wären gerne dabei gewesen.

Onkel Sergej und Annabelle lebten lange Jahre glücklich und zufrieden und bekamen viele Kinder. Und ihren ersten Sohn – den nannten sie Sanja.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der Klasse 5a  
der Deutschen Internationalen Schule in Riga, Juni 2025*

## Die Helden von Turaida

Auf der Burg Turaida lebte einst im Mittelalter ein junges Mädchen. Sie hieß Maija, war 16 Jahre alt, mutig, klug und sehr abenteuerlustig. Im Bogenschießen war sie eine wahre Meisterin und am liebsten streifte sie mit ihrer besten Freundin, ihrer Eselin Hilda, durch die Wälder. Oft kam sie erst spät abends zurück in die Burg. Dann war ihr rotes Haar vom Wind zerzaust und ihre grünen Augen strahlten vor Freude über ihre Erlebnisse. Hilda war von diesen Ausflügen nicht besonders begeistert. Es gab genau einen Satz, den sie in der Sprache der Menschen sagen konnte: „Ich hasse Abenteuer!“ Trotzdem war sie als treue Freundin immer an Maijas Seite.

Auch Maijas Vater, der als König das Land rings um die Burg regierte, sah es nicht gerne, wenn Maija mal wieder loszog, um Abenteuer zu erleben. „Das ist viel zu gefährlich für ein Mädchen! Du sollst Bücher lesen und fleißig lernen, schließlich sollst du einmal meine Nachfolgerin werden“, so sprach der Vater und verbot ihr, die Burg zu verlassen. Doch Maija gelang es immer wieder, heimlich durch eine Lücke in der schon etwas bröckeligen Burgmauer zu entweichen.

Maijas Mutter war bereits vor zehn Jahren gestorben. Niemand im Schloss sprach darüber, was damals geschehen war. Maija vermisste ihre Mutter sehr und wünschte sich nichts sehnlicher, als in die Vergangenheit zu reisen, um ihre Mutter noch einmal wiedersehen zu können.

Eines Tages streifte Maija wieder einmal allein durch das Schloss. Sie kam am Zimmer ihrer Mutter vorbei – es war, wie immer, abgeschlossen. Der Vater hatte es befohlen, und so sehr Maija auch bat, niemand außer ihm durfte das Zimmer betreten. Trotzdem drückte Maija die Klinke hinunter und zu ihrer großen Freude öffnet sich die Tür. Der Vater hatte wohl bei seinem letzten Besuch vergessen abzuschließen.

Schnell schlüpfte Maija ins Zimmer hinein und schloss die Türe hinter sich. Neugierig blickte sie sich um. Sie erinnerte sich daran, wie sie als kleines Mädchen mit ihrer Mutter vor dem kleinen Schminktischchen gesessen hatte. Ihre Mutter hatte ihr dann immer die roten Haare gebürstet und dabei gesungen. Alles sah noch so aus wie damals.

Maija setzte sich auf den Stuhl, der vor dem Schminktischchen stand. Auf dem Tischchen lag ein hübscher kleiner Handspiegel. Maija nahm ihn in die Hand und blickte hinein. Plötzlich begann sich alles um sie herum zu drehen und sie verlor das Bewusstsein. Als sie wieder zu sich kam, lag sie im Zimmer ihrer Mutter auf dem Boden und auf dem Stuhl vor dem Tischchen saß – ihre Mutter!

„Mama! Ich habe dich so vermisst!“, rief Maija und wollte ihre Mutter umarmen, doch diese reagierte überhaupt nicht. Und als Maija in den großen Spiegel blickte, sah sie ihr Spiegelbild nicht. Da begriff sie es: Sie war in die Vergangenheit gereist, doch hier war sie unsichtbar wie ein Geist. Plötzlich ging die Türe auf, und ein kleines Mädchen kam hereingesprungen. „Mama! Kämmst du mir die Haare? Singst du mir etwas vor?“ Maija traute ihren Augen nicht: Das war ja sie selbst als kleines Mädchen! Die Mutter umarmte ihr jüngeres Ich liebevoll. „Mein kleiner Wildfang. Hast du wieder mit Hilda herumgetobt?“ Sie begann die Haare des kleinen Mädchens zu kämmen und sang dabei ein Lied. Maija trat die Tränen in die Augen. Wie schön war es, wieder die wundervolle Stimme der Mutter hören zu können. Auf einmal sah sie, wie ihr jüngeres Ich zusammenzuckte, sich mit weit aufgerissenen Augen umdrehte und ihr mitten ins

Gesicht schaute. Schnell legte Maija einen Finger auf die Lippen und sah das kleine Mädchen beschwörend an. Dieses nickte unmerklich und drehte sich wieder um, als ob nichts geschehen wäre. „Mein jüngeres Ich kann mich also sehen!“, freute sich Maija. Und nun wartete sie ungeduldig auf eine Gelegenheit, mit dem kleinen Mädchen allein zu sein. Sie erzählte ihr, was geschehen war, und weil die kleine Maija auch schon so mutig und unerschrocken war, fand sie das alles sehr aufregend. Als Maija ihr jedoch erzählte, dass die Mutter bald sterben würde, weinte sie bitterlich. Maija tröstete sie und meinte: „Vielleicht kann ich herausfinden, wie Mama gestorben ist und dann werde ich alles versuchen, um es zu ändern.“

In der folgenden Nacht passierte es. Maija war im Zimmer ihrer Mutter. Plötzlich kam ihr Vater herein, doch er konnte zum Glück nicht sehen. Maija erschrak bis ins Mark, als sie sah, dass er einen Dolch in der Hand hielt.

„Du Hexe! Ich ertrage es nicht länger, dass das Volk dich mehr liebt als mich. Heute Nacht wirst du sterben!“ Und er stürzte sich auf sie und erstach sie. Dann versteckte er den Dolch, beseitigte alle Blutspuren und lief laut schreiend aus dem Zimmer. „Ich Unglücklicher, meine arme Frau ist tot!“

Maija hatte alles voller Entsetzen mit angesehen. Schnell lief sie zu ihrem jüngeren Ich und erzählte dem kleinen Mädchen alles. „Ich verspreche dir, dass ich alles versuchen werde, um den Mord an unserer Mutter ungeschehen zu machen. Doch zuerst muss ich zurück in meine Zeit.“ – Maija wusste nicht, wie sie zurückreisen konnte. Der Zeitreisenspiegel lag ja in der Zukunft auf dem Schminktischchen ihrer Mutter. Plötzlich hörte sie ein Rauschen über sich und sie staunte nicht schlecht, als sie plötzlich Hilda erkannte, die durch die Luft zu ihr herangeflogen kam.

„Hilda! Du kannst ja fliegen! Und du kannst durch die Zeit reisen!“ „I---jaaaaa!“ erwiderte Hilda ungeduldig. Schnell sprang Maija auf Hildas Rücken und hielt sich gut fest. Alles begann sich zu drehen, ihr wurde schwindelig, und als sie sich wieder orientieren konnte, lag sie in Hildas Stall auf dem Stroh. Überglücklich umarmte sie die Eselin. „Hilda, wir müssen gleich wieder zurück, aber diesmal noch weiter in die Vergangenheit, damit ich genügend Zeit habe, um den Mord an meiner Mutter zu verhindern!“ Hilda sah ganz unglücklich aus: „Ich hasse Abenteuer!“ Tröstend kralte sie Maija hinter den Ohren und schwang sich wieder auf ihren Rücken. „Bitte bring mich wieder in die Vergangenheit. Aber diesmal drei Tage vor dem Mord!“ Hilda hob ab – und es gelang: Maija war noch weiter in die Vergangenheit gereist und hatte nun genügend Zeit, alles mit ihrem jüngeren Ich zu besprechen. Die kleine Maija konnte jetzt ihrer Mutter alles erklären und sie vorwarnen. Diese wunderte sich nur ein bisschen, denn sie war wirklich eine Hexe mit Zauberkraften, die sie allerdings nur zum Wohle ihres Volkes einsetzte. Sie wusste, dass es mehr zwischen Himmel und Erde gibt, als wir uns vorstellen können. Sie braute nun einen Zaubertrank aus Eselsmilch, Kakerlaken, Spinnweben und Froschknochen, der sie unverletzbar machte.

Als nun der Vater seinen Anschlag verüben wollte, konnte er mit seinem Dolch nichts ausrichten. Die kleine Maija hatte inzwischen einem vertrauenswürdigen Minister des Königs von dem Anschlag erzählt. Dieser scharte alle Männer um sich, die der Königin treu ergeben waren. Es gab eine Rebellion und der König wurde vom Thron gestürzt.

Maija war mit Hilda wieder zurück in die Zukunft gereist. Doch wie anders war nun alles! Ihre Mutter lebte und war eine bessere und gerechtere Herrscherin, als der Vater es jemals gewesen war. Überglücklich fielen sich Mutter und Tochter in die Arme.

„Aber was ist aus Vater geworden?“, wollte Maija wissen. Die Mutter schmunzelte. „Komm mal mit!“ Sie führte Maija in den Stall. Dort stand neben Hilda ein anderer Esel, der sehr misstrauisch dreinblickte. „Scheibenkleister!“, sagte er verdrießlich. „Das ist alles, was er noch sagen kann“, meinte Maijas Mutter. Maija lachte. Es war schon toll, wenn man eine Mutter hatte, die zaubern konnte.

Von nun an konnte Maija so viele Abenteuer erleben, wie sie nur wollte. Und als sich nach vielen Jahren die Nachfolge ihrer Mutter antrat, wurde sie eine genauso gute und gerechte Königin, wie ihre Mutter es gewesen war.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der Klasse 4b  
der Deutschen Internationalen Schule in Riga, Juni 2025*

## **Gut oder böse – Du entscheidest!**

Am Strand von Jurmala lebte einst im Mittelalter ein Mädchen. Sie hieß Charlotte. Obwohl sie erst 16 Jahre alt war, wohnte sie nur mit ihrer Katze in einem Baumhaus. Vor längerer Zeit war sie von zu Hause weggelaufen, weil ihr kleiner Bruder sie die ganze Zeit geärgert hatte. Doch sie selbst war auch kein besonders nettes Mädchen – nein, sie war voller Hass und von Grund auf böse. Bei ihrer Flucht hatte ihr eine alte Oma aus der Gegend geholfen. Als Charlotte nicht wusste, wo sie ein neues Zuhause finden könnte, hatte die alte Frau ihr ein Baumhaus gebaut. Wenn ihr Euch jetzt wundert, wie eine alte Oma ein Baumhaus bauen kann, verraten wir Euch, dass die Alte Zauberkräfte besaß, wie das bei den Frauen in dieser Gegend damals durchaus üblich war. Charlotte hatte ihr für ihre Hilfe versprechen müssen, einen gefährlichen Drachen zu besiegen und zu beseitigen. Er wohnte ganz in der Nähe, in einer finsternen Höhle und bedrohte die Oma und alle anderen Bewohner immer wieder. Charlotte hatte nicht wirklich Lust dazu, doch eines Tages kam die alte Frau zu ihrem Baumhaus und verlangte, dass Charlotte ihr Versprechen einlösen solle. Denn der Drache wurde von Tag zu Tag aufdringlicher und alle Menschen am Strand von Jurmala fürchteten sich vor ihm.

Charlotte hatte auch schon eine Idee, wie sie das machen wollte. Sie besaß eine kleine magische Tasche. Diese wurde schon seit vielen Generationen immer an die älteste Tochter der Familie weitervererbt. Das Besondere an dieser Tasche war, dass man beinahe unendlich viele Dinge hineinpacken und mitnehmen konnte, das Täschchen jedoch immer gleich leicht blieb. Der Drache war aber so riesig, dass Charlotte schon ahnte, dass er nicht in ihr Täschchen hineinpassen würde. Sie wusste aber, dass die alte Oma eine größere magische Tasche besaß. Deshalb ging sie zu der Alten und drohte ihr, dass sie sie in ihr magisches Täschchen stecken und nie wieder herauslassen würde, wenn sie ihr nicht die große Tasche geben würde. Die Oma erschrak, als sie merkte, wie böse Charlotte im Grunde ihres Herzens war. Sie gab ihr sofort die große Tasche. Ohne Furcht machte sich nun Charlotte auf zur Höhle des Drachens.

Als der Drache das junge Mädchen vor seiner Höhle sah, lief ihm das Wasser im Mund zusammen und er überlegte schon, wie er sie zum Abendessen verspeisen wollte. Von diesem verlockenden Gedanken abgelenkt, merkte er gar nicht, wie Charlotte die große Tasche öffnete. Diese entfaltete sofort ihre Zauberkraft und entwickelte so einen starken Sog, dass der Drache sich plötzlich in der Tasche wiederfand. Er brüllte und tobte. Und als das nichts half, fing er an zu jammern und zu betteln: „Verschone mich und lass mich wieder frei! Ich will dir eine magische Muschel geben, mit der du in die Zukunft schauen kannst. Sie ist mein größter Schatz!“

Charlotte überlegte. Dann willigte sie in den Handel ein. „Wo ist denn die Muschel? Bevor ich dich wieder herauslasse, will ich sie erst einmal sehen!“ Der Drache verriet ihr das Versteck, in dem er die Muschel aufbewahrte. Er konnte ja nicht ahnen, wie abgrundtief böse Charlotte war. Die dachte nämlich gar nicht daran, sich an die Abmachung zu halten. Sie holte die Muschel aus ihrem Versteck, schnappte sich die Tasche mit dem Drachen und wanderte fröhlich pfeifend zu der Alten zurück. „Hier hast du deinen Drachen! Siehst du, ich habe mein Versprechen gehalten!“ Die Oma dachte zwar bei sich, dass Charlotte bestimmt nicht mit fairen Mitteln den Sieg errungen hatte, freute sich aber dennoch, dass der Drache nun in der Tasche gefangen war.

Sie sperrte die Tasche an einem sicheren Ort weg und alle Bewohner der Gegend wechselten sich dabei ab und bewachten die Tasche, so dass der Drache niemals wieder freikommen sollte.

Charlotte ging zufrieden zurück in ihr Baumhaus. Sie hatte endlich das lästige Versprechen eingelöst und sie hatte dazu noch eine magische Muschel bekommen. Was hatte der Drache gesagt? Man könne damit in die Zukunft schauen? Neugierig sah sie in das Innere der Muschel und sah – überhaupt nichts. Sie dachte schon, der Drache hätte sie ausgetrickst, doch dann legte sie die Muschel an ihr Ohr und hörte eine Stimme, sanft wie das Rauschen des Meeres. Die Stimme erzählte ihr davon, was sie alles in der Zukunft erleben würde. Charlotte würde noch viel Böses tun, würde von allen gefürchtet werden und jede Menge Gold anhäufen. Das gefiel Charlotte. Doch dann erzählte die Muschel davon, wie Charlotte älter und älter wurde. Sie wurde schwach und krank und war unendlich einsam. Alle Menschen, sogar ihre Familie, hatten sich von ihr abgewandt. Niemand wollte etwas mit ihr zu tun haben. Alle liefen davon, wenn sie sich näherte. Und schließlich erzählte die Muschel, wie Charlotte einsam und allein am Strand von Jurmala starb. Niemand kam und betrauerte sie. Keiner kümmerte sich um ihre Beerdigung. Die Wellen trugen sie weit ins Meer hinaus, wo sie auf den Grund des Meeres sank.

Charlotte erschrak. Nein, so wollte sie nicht enden! Sie hob die Muschel noch einmal an ihr Ohr und diese wisperte leise: „Gut oder böse – Du entscheidest!“

Charlotte beschloss, ihr Leben zu ändern. Von nun an versuchte sie, ein besserer Mensch zu sein. Anfangs fiel ihr das nicht leicht, doch als sie merkte, wie die Menschen sie auf einmal mit freundlichen Augen anblickten, war es gar nicht mehr so schwer. Sie versöhnte sich mit ihrer Familie, entschuldigte sich bei der alten Oma und mit der Zeit fand sie sogar Freunde. Ab und zu lauschte sie den Zukunftserzählungen der Muschel, die ihr nun viel besser gefielen. Und so lebte sie lange Zeit glücklich und zufrieden.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der Klasse 4a  
der Deutschen Internationalen Schule in Riga, Juni 2025*

## **Sahars Wunsch**

Im 18. Jahrhundert lebte auf der Burg Turaida ein junger und tapferer Ritter. Sein Name war Sahar, und obwohl er erst 28 Jahre alt war, besaß er großes Ansehen beim König, denn er war ein großartiger Schwertkämpfer. Wenn er gerade nicht für den König kämpfen musste, war Sahar am liebsten zu Hause bei seiner Frau und seinen beiden Kindern. Außer seiner Familie liebte er noch ganz besonders das Kekse-Backen – und dass er gerne Kekse aß, könnt Ihr Euch wohl denken!

Sahar und seine Familie führten ein glückliches Leben auf der Burg. Doch eines Tages wurde Sahars Frau sehr krank. Kein Arzt konnte ihr helfen und sie wurde immer blasser und kränker. In seiner Not fragte Sahar einen berühmten Heiler um Rat und dieser fand eine passende Medizin für ihr Leiden. Da diese jedoch sehr teuer war, waren Sahars Ersparnisse bald aufgebraucht und er konnte die für seine Frau so notwendige Medizin nicht mehr bezahlen. Verzweifelt trat er vor den König und sprach: „Majestät, ich flehe Euch an, gebt mir einen schwierigen Auftrag, den noch keiner ausführen konnte. Wenn

ich diesen zu Eurer Zufriedenheit zu Ende gebracht habe, belohnt mich bitte mit Gold. Denn ich brauche dringend Geld für die Medizin meiner Frau!“

Der König hatte vor einiger Zeit einen für ihn sehr wertvollen Ring im Roten See verloren. Bisher hatte es keiner seiner Männer geschafft, diesen auf dem Grund des Sees zu finden, denn der See war sehr tief.

„Sahar, mein treuer Ritter“, sprach der König, „wenn du es schaffst, meinen goldenen Ring aus dem Roten See zu holen, wirst du nie wieder Sorgen um die Medizin deiner Frau haben müssen.“

Sahar machte sich sogleich auf den Weg. Er schwang sich auf den Rücken seines Pferdes und ritt zum Roten See. An dessen Ufer legte er seine schwere Rüstung ab und schaute auf den See. Erst jetzt wurde ihm bewusst, wie groß und tief dieser war. Verzweifelt schlug er die Hände vors Gesicht. Wie sollte er das jemals schaffen? Er konnte zwar schwimmen, aber nicht besonders gut.

Doch für seine geliebte Frau würde er jedes Wagnis eingehen. Entschlossen trat er einige Schritte näher. Da hörte er plötzlich eine Stimme, die aus dem Wasser kam: „Warum siehst du denn so traurig aus?“ Erstaunt suchte Sahar mit den Augen den See ab und entdeckte eine Nixe, die ihren Kopf mit den langen grünen Haaren aus dem Wasser streckte. Sahar erzählte ihr von seiner Not. Da warf ihm die Nixe einen Bleistift zu und sprach: „Ich bewundere deinen Mut und deine große Liebe, Sahar. Nimm diesen Bleistift! Wenn du damit meinen Umriss zeichnest, egal, ob im Wasser oder in der Luft, werde ich sofort bei dir sein und dir helfen.“

Sahar bedankte sich von Herzen bei der Nixe und schwamm nun in die Mitte des Sees hinaus. Dann tauchte er unter. Er tauchte tiefer und tiefer, doch er konnte den Grund des Sees nicht sehen. Er merkte, wie ihm langsam die Luft ausging und schließlich dachte er, er müsse wohl gleich ertrinken. Da fiel ihm der Bleistift ein. Schnell zeichnete er damit die Umrisse der Nixe. Wie versprochen erschien sie im Handumdrehen und verwandelte ihn in einen Wassermann. Nun konnte er unter Wasser atmen und nach einiger Zeit fand er den Ring des Königs, versteckt in einer Muschel auf dem Grund des Sees. Überglücklich schwamm er ans Ufer. Und während er noch überlegte, wie er nun seinen Fischschwanz wieder loswerden sollte, spürte er plötzlich, dass dieser verschwunden war und er seine zwei Beine wieder hatte.

„Hab vielen Dank, liebe Nixe!“, rief er. Doch die Nixe ließ sich nicht mehr blicken. Sahar hörte nur ein leises Lachen und ein Plätschern, dann lag der See wieder ganz ruhig da.

Der junge Ritter zog schnell seine Rüstung wieder an und wollte gerade auf sein Pferd steigen, da trat ihm plötzlich ein anderer Ritter in einer schwarzen Rüstung in den Weg.

„Endlich finde ich eine Gelegenheit, mich an dir zu rächen, Sahar. Wenn du den Ring behalten willst, wirst du mich besiegen müssen!“ An der Stimme erkannte Sahar einen Ritter, der wie er im Dienst des Königs stand.

„Wieso drohst du mir? Ich habe dir nie etwas zuleide getan!“, rief Sahar dem schwarzen Ritter zu.

„Aber du bist der Liebling des Königs. Diese Rolle steht mir zu! Ich werde dich besiegen und dem König den Ring bringen. Dann wird er mich mehr schätzen als dich und mich reich belohnen!“ Nun begann ein erbitterter Kampf. Doch schließlich siegte Sahar, denn der Gedanke an seine Frau verlieh ihm noch größere Kraft, als er ohnehin schon besaß. Er stieg auf sein Pferd und ritt so schnell er konnte zum König. Dieser war hochofren, als er seinen Ring wieder in den Händen hielt.

„Ich danke dir, Sahar. Nun sollst du auch erfahren, warum der Ring so wertvoll für mich ist. Wer diesen Ring trägt, wird ewig leben, solange er ihn am Finger trägt. Nimm den Ring, und steck ihn an den Finger deiner Frau! Sobald sie ihn eine Stunde getragen hat, wird sie wieder ganz gesund sein. Dann kannst du mir den Ring zurückbringen.“ Sahar war überwältigt und dankte dem König mit Tränen in den Augen.

„Schon gut“, schmunzelte dieser, „ich hatte es dir ja gesagt: Wenn du es schaffst, meinen goldenen Ring aus dem roten See zu holen, wirst du nie wieder Sorgen um die Medizin deiner Frau haben müssen.“

Sahar eilte nun zu seiner jungen Frau, die ganz blass und elend war und sehnsüchtig auf ihn wartete. Überglücklich schloss sie ihren Mann in die Arme.

„Ich bin so froh, dass dir nichts geschehen ist!“, flüsterte sie mit schwacher Stimme. Sahar steckte nun den Ring an ihren Finger und sofort fühlte sie sich besser. Nach einer Stunde sah sie aus wie das blühende Leben. Dankbar brachte Sahar den Ring seinem König zurück, der ihn nun an seinen eigenen Finger steckte. Dann eilte der junge Ritter voller Freude zurück zu seiner Familie und backte zur Feier des Tages ein großes Blech voller köstlicher Kekse.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der Klasse 5b  
der Deutschen Internationalen Schule in Riga, Juni 2025*

# Moldawien

## *Kischinau/Chişinău*

### **Keine Jugend ohne Tugend**

Im Mittelalter gab es in Chişinău wie in vielen anderen Städten Hexen. So kommt es, dass es viele Geschichten von Hexen gibt. Eine möchte ich Euch nun erzählen.

Einst lebte ein kleines Mädchen namens Lilu. Sie lebte mit ihrem Vater und ihrem Bruder in der alten Festung, im Castel Mimi. Die Festung war aus festem, grauem Stein und es gab viele Zimmer: 77, um genau zu sein. Die Gärten waren schön gepflegt, Hunde liefen umher und die Koppeln waren voll mit Pferden. Überall herrschte reges Leben.

Lilu war erst sechs Jahre alt. Als Tochter des Pferdewirts kannte sie sich gut mit Pferden aus. Ihr schöner Gesang beruhigte die Tiere, und wenn sie sich unbeobachtet fühlte, fing sie an mit den Pferden zu sprechen, denn das konnte sie auch. Sie konnte mit allen Tieren sprechen, das sollte jedoch kein Mensch erfahren. Nur die Tiere wussten es.

Martin war ihr Bruder. Er war genauso alt wie sie, denn sie waren zusammen auf die Welt gekommen. Sie mochten sich sehr, sie spielten, tanzten und lachten viel miteinander.

Eines Tages wurde der Vater krank und die beiden Kinder versuchten ihn zu pflegen, so gut sie es eben konnten. Lilu kochte Tee und Martin die Suppe. Als Lilu gerade dabei war, die Kräuter ins kochende Wasser zu geben, rief sie nach Martin. Doch er antwortete nicht. Sie sah in allen Räumen nach, doch er war nirgends zu finden. Lilu suchte ihn in der ganzen Festung bis zum Abend und bis zum nächsten Tag und zum nächsten und zum nächsten. Nichts. Er war verschwunden. Und sie war in großer Sorge.

Aus lauter Liebe beschloss sie, weit in die Welt hinauszugehen, um ihren Bruder zu suchen. In der Nacht lief sie hinunter in den Keller. Dort war zwischen zwei Ziegelsteinen ein Zauberschlüssel verborgen, der alle Türen aufschließen konnte. Sie wusste davon, denn es war ein altes Familienerbstück. Dann nahm sie noch etwas Essen mit und ging hinaus auf die Straße und flüsterte in der Pferdesprache immer wieder: „Pegasina komm! Komm zu mir! Ich brauche dich!“

Nach einer Weile hörte man ein Rauschen am Himmel wie von einem großen Vogelschwarm. Es kam ein geflügeltes Pferd herbeigeflogen – Pegasina.

Lilu erklärte ihr alles, was geschehen war. Pegasina nickte mit dem Kopf und meinte: „Steig auf, Kleines! Lass uns durch die Lüfte fliegen und deinen Bruder suchen!“ Lilu hatte doch etwas Mühe auf das große Tier hinaufzusteigen, aber sie schaffte es. Und im Nu ging es hoch in den Himmel. Der Wind blies ihr ins Gesicht und unten konnte sie die Kerzen in den Fenstern der Häuser sehen. Wie schön und still doch alles war!

Die ganze Nacht waren sie unterwegs, doch von Martin keine Spur. Pegasina und Lilu wurden immer müder, so dass sie auf einer kleinen Waldlichtung landeten, um sich ein bisschen auszuruhen. Da hörte Lilu plötzlich, wie sich zwei Mäuse unterhielten:

„Hast du schon gehört? Lademona, die hässliche alte Hexe, will wieder jung und schön werden“, sagte die eine Maus. „Nein!“, erwiderte die zweite. „Wie will sie das denn machen?“

Da wisperte die erste Maus: „Sie hat den kleinen Martin entführt und ihn in eine Maus verwandelt. Sie hofft darauf, dass seine Schwester ihn sucht und den Zauberschlüssel dabei hat, der alle Türen öffnen kann. Damit will sie dann einen geheimen Raum öffnen, in dem ein Verjüngungsmittel steht, denn ohne den Zauberschlüssel kann sie die Tür nicht öffnen.“ Die andere Maus machte große Augen, aber bevor sie noch etwas erwidern konnte, unterbrach Lilu ihre Unterhaltung.

„Liebe Mäuse, ich bin die Schwester von Martin und ich habe auch den Schlüssel dabei. Sagt mir, wo kann ich denn die Hexe finden? Ich werde zu ihr gehen und dann wird sich bestimmt eine Lösung finden.“

Die Mäuse schüttelten beide ihre Köpfchen und wollten es ihr nicht sagen, da ihnen das Mädchen leidtat. Lilu gab jedoch nicht nach und erfuhr schließlich von den beiden, wo die Hexe wohnte und ihren Bruder gefangen hielt.

Pegasina und Lilu gingen zu Fuß weiter. Immer tiefer in den Wald hinein, bis sie zu einer Höhle kamen. Dort wohnte die Hexe. Da rief sie mit lauter Stimme: „Hey, Lademona, komm heraus! Ich habe, was du brauchst: den Zauberschlüssel. Aber den bekommst du erst, wenn ich meinen Bruder unversehrt wieder habe!“

Erst war es still, aber dann hörte man ein Ächzen und Schnauben aus der Höhle. Heraus kam ein krummes altes Weib mit grauen, zerzausten Haaren und einem bösen Blick. In ihrer Hand hielt sie eine Maus. „So, so, du hast also, was ich brauche. Wohl denn, komm mit und sperr mir die Tür auf und auf der Stelle soll dein Bruder wieder so aussehen, wie du ihn kennst.“

Lilu wusste nicht so recht, ob sie der Alten trauen konnte, aber sie hatte keine andere Wahl. Sie folgte der Alten in die Höhle. Dort gingen sie eine finstere, feuchte Treppe hinunter. Es wurde immer dunkler und die Alte ächzte bei jedem Schritt.

„Ich habe gar keine Lust mich mit euch Kindern abzugeben, aber ich brauche diesen Trank“, sagte die Alte, als sie durch die dunklen Gänge der Höhle gingen.

Sie kamen an eine alte eiserne Tür, die viele Jahre verschlossen schien. Lilu steckte den Schlüssel in die Tür. Er passte. Sie drehte ihn um und die Tür ging auf. Der Raum war hell und ganz mit Gold verziert. Spiegel standen überall, schöne Kleider und Schmuck. Lademona ging in den Raum hinein, setzte die Maus auf den Boden und sprach ein paar Zauberworte – schon stand Martin vor ihr. Da umarmten sich die Kinder und lachten. Die Hexe aber nahm eine Karaffe aus dem Raum und trank einen großen Schluck. Sie wurde jung und schön. Doch was die Hexe nicht wusste, war, dass der Trank nicht nur jung und schön machte, sondern auch liebevoll und tugendhaft. Nie wieder würde sie kleine Kinder erschrecken! Doch das machte ihr nichts aus. Fortan lebte sie ein glückliches Leben unter Menschen.

Lilu und Martin schwangen sich auf Pegasina und flogen zurück nach Hause. Ihr Vater war in der Zwischenzeit wieder gesund geworden und freute sich sehr, dass seine Kinder wieder bei ihm waren.

*Erfunden von Lehrerinnen und Lehrer an der  
Pädagogischen staatlichen Universität Ion Creangă in Chişinău, April 2018*

## Johann auf der Reise seines Lebens

Vor langer Zeit, es war ungefähr im 19. Jahrhundert, da gab es in Chişinău einen hohen Backsteinturm mit zehn großen Holzfenstern. Innen war er reich geschmückt mit wunderbaren alten Figuren. Man erzählt sich, dass es dort immer nach Blumen roch. Wollte ein Besucher ganz an die Spitze des Turmes, musste er sagenhafte 2 000 Treppen hinaufsteigen.

Zu jener Zeit lebte im Turm ein Prinz. Johann war sein Name. Mit seinen 30 Jahre, seinem blonden Haar und stattlichen Wuchs sah Johann blendend aus, aber er konnte auch singen, tanzen, reiten, kämpfen und handwerklich war er auch sehr geschickt.

Wie Johann eines Tages allein in seinem Turm saß, da fing er an nachzudenken: „Es ist recht schön hier, aber auch recht einsam und still. Soll das mein ganzes Leben so bleiben? Nein! Das ist nicht gut. Ich will nach einer Prinzessin Ausschau halten und heiraten. Dann wird das Leben bestimmt bunter.“

Da er noch nicht viel gereist war in seinem Leben, wollte er bei einer solch wichtigen Reise nicht unvorbereitet losziehen. Er überlegte, was er alles mitnehmen sollte. Als er seine Sachen packte, fiel ihm ein Ring ein, den er vor langer Zeit einmal bekommen hatte. Es war ein Wunschring, von dem man sich immense Kraft wünschen konnte. Allerdings konnte man sich dies nur ein einziges Mal im Leben wünschen.

Weil das Reisen schöner ist, wenn man nicht allein ist, rief Johann seine Freundin Charlotte zu sich. Charlotte war ein Riesenschmetterling – zwei Meter groß, und ihre Flügel leuchteten in allen Farben. Seine Freundin kam auch sogleich angefliegen: „Grüß dich, Johann, was gibt’s denn Neues bei dir?“, fragte sie neugierig.

„Charlotte, ich will meinen einsamen Turm verlassen und die Welt bereisen. Kommst du mit?“

Charlotte willigte ein, ihm zu helfen.

Johann nahm alles, was er gepackt hatte, und kletterte vorsichtig auf den Rücken von Charlotte. Dann flogen sie los. Sie flogen weit über die Felder und Wälder und Johann konnte von oben alles wunderbar sehen. Es gab so viel Schönes auf der Welt, dass er gar nicht wusste, wo er zuerst hinsehen sollte. Nach einer Weile kamen sie über den Fluss Dnestr. Tief unten im Wasser saß Wolfgang, ein stolzer Wassermann mit grünen Haaren und einem prächtigen Fischeschwanz. Johann erzählte Charlotte just in diesem Augenblick von seinem Wunsch, eine Prinzessin heiraten zu wollen. Wolfgang hörte das und dachte: „Aha, dieser Bursche will meine Tochter, die schöne Flussprinzessin, entführen!“

Bitterböse zögerte er keine Sekunde, hob seinen Dreizack und beschwor ein furchtbares Gewitter herauf. Es donnerte und blitzte gewaltig. Charlotte und Johann waren völlig überrascht. Der Riesenschmetterling verlor das Gleichgewicht, fing an, zu taumeln, und Johann fiel hinunter ins Wasser. Die Flut war reißen schnell. Er versuchte ans Ufer zu schwimmen, aber ihm fehlte die Kraft, gegen die Stromschnellen anzukämpfen. Nun kam auch noch der Wassermann herbeigeschwommen und zog ihn immer tiefer ins Wasser hinein.

Da fiel ihm mit einem Mal der Wunschring ein, den er am Finger hatte. Schnell drehte er ihn einmal herum und wünschte sich die immense Kraft, die er augenblicks bitter nötig hatte. Und tatsächlich: Eine Sekunde später befreite er sich mit einem einzigen Ruck

aus dem Griff des Wassermannes, ruderte mit kräftigen Zügen ans Ufer und ging an Land.

Da schrie Wolfgang ihm wütend hinterher: „Wage es nie wieder, dich meiner wunderbaren Tochter zu nähern und sie zu entführen, du elender Wicht! Sonst pack ich dich wieder am Schopf und ziehe dich zu uns hinunter!“ Johann wusste erst gar nicht, was er sagen sollte, aber dann rief er zurück: „Ich will deiner Tochter doch nichts zuleide tun. Ich bin nur auf Reisen, weil ich eine Braut finden möchte. Eine Prinzessin. Das wird doch noch erlaubt sein!“

Da schwieg der Wassermann beschämt, er besann sich und sprach: „Ich war etwas voreilig! Wenn du nichts Böses vorhattest, möchte ich mich bei dir entschuldigen! Vielleicht kann ich dir bei deiner Suche behilflich sein. Nimm mich mit!“

Nun flogen sie zu zweit weiter. Gott sei Dank, war Charlotte so stark, dass sie beide tragen konnte. Johann und Wolfgang verstanden sich prächtig und erzählten sich viel aus ihrem Leben.

Nach einem langen Flug landeten sie auf einer Insel mit Pinienbäumen und wunderschönen Sandstränden. Ringsherum türkisfarbenes Meer. Fabelhafte Landschaft – saftig grün und frisch. Die Eigenart dieser Insel war, dass es nie Nacht wurde. Die Sonne schien tagein tagaus. Das war sicherlich der Grund, warum die Bewohner immer gut gelaunt waren.

Der Wassermann fühlte sich im Meer pudelwohl und beschloss, nächstes Jahr mit seiner ganzen Familie hier Urlaub zu machen. Der Riesenschmetterling Charlotte freute sich über den Nektar, den es überall in Hülle und Fülle gab. Und Johann kundschafte die Gegend aus. Als er eines Tages umherging und sich umsah, traf er eine junge, wunderschöne Frau mit einem Lachen in den Augen. Danach sah er sie immer wieder. Anfangs war er etwas schüchtern. Doch ihr Frohsinn und ihre Unbeschwertheit im Umgang mit Menschen, machten es ihm möglich, sich ihr zu nähern. Und tatsächlich, Ihr werdet es kaum glauben: Sie war die Prinzessin dieser prachtvollen Insel. Da pflückte Johann eines Tages viele bunte Blumen – und als er ihr den Blumenstrauß überreichte, stellte er ihr die Frage der Fragen: „Willst du mich heiraten?“ Das wollte sie. Und auf der Stelle wurde Hochzeit gefeiert.

*Erfunden von Germanistik-Studierenden der  
Pädagogischen staatlichen Universität Ion Creangă in Chişinău, April 2018*

## ***Tiraspol***

### **Hamlet auf der Festung Bender**

Wer die Festung Bender nicht kennt, der sollte wissen, dass sie uralt ist, doch noch immer gepflegt und ausgesprochen schön. Ihre weißen Steine glänzen im Sonnenlicht und die roten Dächer ragen frech in den Himmel hinauf.

Als unsere Geschichte beginnt, war es Winter 2016. Der Schnee hatte die ganze Festung eingehüllt und die Luft war frisch und ein leichter Wind zog um die Mauern. Hamlet, ein Zauberer, wohnte zu dieser Zeit auf der Burg. Er war ein gutaussehender Mann von

großer Statur und immer elegant gekleidet – er trug ein weißes Hemd, eine schwarze Hose und einen edlen schwarzen Mantel. Merkwürdig war nur, dass er immer seine gelben Lederschuhe anzog. Er nahm seinen Beruf als Zauberer ernst und war daher auch ein böser Magier geworden. Das war auch der Grund, warum er ganz allein auf seiner Festung lebte.

Hamlet ging an diesem Wintertag in seiner Festung auf und ab, betrachtete dann und wann das strahlende Gelb seiner Schuhe und merkte, wie er immer wieder, ohne es zu wollen, seufzte. Was war bloß los mit ihm? Da fiel es ihm plötzlich auf, dass er schon seit vielen Jahren mit kaum jemanden ernsthaft gesprochen hatte. War es etwa die Einsamkeit, die ihn zum Seufzen brachte?

Ja! Er konnte es nicht leugnen. Er war fürchterlich einsam und allein – und das schon seit vielen Jahren.

„So soll das nicht weitergehen“, sprach er zu sich selbst. „Ich gehe jetzt hinaus und suche mir eine Frau, die zu mir passt.“

Er ging zum nächsten Spiegel und betrachtete sich. Zufrieden stellte er fest, dass er noch immer recht gut aussah. Auch schlank und groß war er, aber eines wollte ihm nicht gefallen: Er hatte eine Glatze. Eine blank polierte, glänzende Glatze, auf der kein einziges Haar zu sehen war.

„Hm“, sagte er nachdenklich, „ob es eine Glatze schwerer macht, eine Frau zu finden?“ Das wollte er nun sofort ändern. Schließlich war er ein großer Zauberer und von so etwas ließ er sich nicht einschüchtern.

Da viel ihm ein, dass er von seinem Meister einmal einen Glücksstein erhalten hatte. Immer wenn man ihn in die Höhe warf und dabei eine Frage stellte, leuchtete entweder ein „Ja“ oder ein „Nein“ in dem Stein auf. Und es war immer die richtige Antwort. Er ging in sein Labor, wo er diesen in einem kleinen Kästchen verwahrte. Der Stein war glatt und schimmerte etwas golden, wenn man ihn gegen das Licht hielt. Und er war genau so groß, dass er wunderbar in die Hand passte.

Hamlet steckte ihn ein, ging in seine Garage, stieg in seinen nagelneuen gelben Mercedes und fuhr los. Der Mercedes fuhr so schnell wie ein Flugzeug: Auf der Straße war er kaum zu sehen, so schnell flitzte er davon. Heute sollte eine große Märchenparty stattfinden – das wusste Hamlet und dorthin machte er sich auf den Weg, war es doch lang her, seit er die Hexen, Prinzen, Feen und die vielen anderen Märchenleute gesehen hatte.

Die Party fand in einem schönen Schloss statt. Als Hamlet ankam, war sie schon in vollem Gange. Alle waren gekommen. Die Erste, die er sah, war Rapunzel.

„Oh, stimmt: Sie hat wunderbar dichtes Haare! Ich gehe am besten gleich zu ihr“, dachte sich der Zauberer.

„Hallo, Rapunzel, wir haben uns ja ewig nicht mehr gesehen. Wie geht es dir?“, fragte Hamlet. Rapunzel freute sich auch, Hamlet wiederzusehen. Da erzählte er ihr von seinem Plan, eine Frau zu finden, aber mit einer Glatze ist es eben nicht ganz so einfach.

„Wie machst du das denn mit deinen schönen Haaren? Hast du da einen geheimen Zauberspruch, den ich nicht kenne?“, fragte der Zauberer neugierig. Rapunzel musste lachen: „Aber nein, Hamlet! Mit den Haaren ist das bei uns Märchenleuten so eine Sache. Immer wenn wir etwas Gutes tun, werden sie noch schöner, länger und kräftiger.“

Hör einfach auf, böse schwarze Magie anzuwenden! Tu etwas Gutes, und dann geht das von ganz allein!“

Das war nun wirklich eine schwierige Aufgabe für Hamlet, denn etwas Gutes hatte er schon lange nicht mehr getan. Rapunzel gab ihm einige Tipps und schon am nächsten Morgen fing er damit an.

„Heute möchte ich den Menschen ein paar Komplimente machen“, beschloss er und ging in die Stadt. Da sah er die Bäckerin die Straße entlang gehen: „Hallo Madame, wir haben uns schon lange nicht mehr gesehen. Sie haben abgenommen, stimmt's? Steht Ihnen gut und unter uns: Es war auch höchste Zeit, dass Sie etwas gegen ihr Übergewicht tun“, sagte er freundlich zu ihr.

Aber, was soll man sagen: Die Reaktion der Bäckerin fiel gar nicht freundlich aus. Sie beschimpfte ihn und ging beleidigt ihres Weges. Hamlet war verwundert und konnte sich nicht erklären, was geschehen war. Er versuchte es noch ein paar Mal, aber immer das gleiche Spiel – die Leute gingen beleidigt fort. Der Zauberer ging nach Hause und wusste sich keinen Rat. Am nächsten Tag stieg er in seinen gelben Mercedes und fuhr zu einem jungen Mann, der seinen Wagen schon immer bewundert hatte.

„Hör mal!“, sagte Hamlet lächelnd, „magst du mit dem Auto einmal Probe fahren? Ich weiß doch, wie dich der Wagen begeistert.“ Er gab dem jungen Mann die Schlüssel, der stieg sofort ein und fuhr los. Nur leider hatte Hamlet vergessen, den Flugmodus auszuschalten und der gelbe Mercedes flitzte so schnell los, dass er drei Sekunden später schon an der nächsten Hauswand aufprallte. Gott sei Dank, hatte er einen großen Airbag und der junge Mann wurde nicht ernsthaft verletzt. Trotzdem stieg er sehr benommen aus den Wagen – und dass er wütend war, könnt Ihr Euch bestimmt gut vorstellen.

Hamlet überlegte: Etwas Gutes zu tun, war wirklich schwer. Aber da hatte er eine Idee: „Ich will die Zauberkraft meines Steines mit den Menschen teilen.“ Gesagt, getan! Alle Menschen konnten ab sofort zu ihm kommen, eine Frage stellen und der Stein beantwortete sie mit „Ja“ oder „Nein“. Doch welch Jammer! Statt sich zu freuen und einfach das zu machen, was der Stein empfahl, gefiel den Menschen entweder die Antwort nicht oder sie zweifelten daran und taten genau das Gegenteil. Ein Trauerspiel! Es dauerte nicht lang und der Stein zerbröselte und gab keine Antworten mehr.

Als Hamlet eines Tages mit hängenden Schultern und gesenktem Kopf zu seiner Burg ging, dachte er betrübt: „So ein Mist! Das ist einfach nichts für mich, das Gute!“ Wie er so missmutig vor sich hin auf den Weg blickte, sah er plötzlich ein paar gelbe Stiefel stehen. Er hielt inne und betrachtete diese. Es waren Gummistiefel mit bunten Blümchen darauf. Dann bemerkte er, dass zwei Beine darin steckten. Wie er seinen Blick hob, sah er in das lachende Gesicht einer Frau. Eine sympathische Erscheinung, wie er gleich feststellen musste! Er konnte gar nicht anders und lächelte froh. Sie kamen ins Gespräch und redeten und redeten und redeten.

Nach einigen Stunden meinten beide: „Wir müssen uns unbedingt wieder treffen!“ Und das taten sie! Immer und immer wieder. Irgendwann blieb Hamlet einfach bei ihr und sie wurden ein Paar. Und die Glatze störte dabei überhaupt nicht.

*Erfunden von Studierenden des Lehrstuhls für romano-germanische Philologie der Transnistrische Staatliche Taras-Schewtschenko-Universität in Tiraspol, April 2019*

## Der transnistrische Schlüssel zum Glück

Im Fürstentum Galizien lebte einst im Mittelalter ein König, den die Menschen Ludwig nannten. Sein Schloss war direkt am Fluss Dnister. Er konnte jeden Tag über das wunderbare Wasser blicken. Beim Volk war er sehr beliebt, da er ein gerechter und guter Herrscher war. Doch, wie es das Schicksal will, brach eine Hungersnot aus und bald schon wusste sich Ludwig keinen Rat mehr, um sein Volk vor dem sicheren Tod zu retten. Nachdenklich strich er sich über seinen Schnurrbart und überlegte: „Im Fluss soll es einen Schlüssel zum Glück geben, heißt es in einer alten Sage. Ich werde meine Ritter entsenden. Sie sollen den Schlüssel finden!“

Die Ritter zogen noch am gleichen Tag los, aber sie kamen nicht weit: Immer, wenn sie ins Wasser gingen, fingen ihre Rüstungen an, zu rosten, und sie konnten sich nicht mehr bewegen. Also ließen sie von ihrem Plan ab und kehrten ohne den Schlüssel zurück. Dann sandte der König seine Gelehrten aus, in der Hoffnung, dass es ihnen gelingen möge. Die Gelehrten standen am Ufer und berechneten anhand der Sterne und der Wellenbewegung des Wassers, wo der Schlüssel liegen könnte. Doch, wenn sie dann an jener Stelle suchten, fanden sie nichts. Dem König blieb also nichts anderes übrig, als selbst zum Fluss zu gehen. Kaum war er dort angekommen, schwamm die Flussfrau Aurora zu ihm ans Ufer und setzte sich ganz vertraut neben ihn. „Mein lieber Ludwig“, begann sie mit sanften Worten, „du bist doch ein König. Und ich bin die Tochter des Flusskönigs. Hast du nicht Lust, dass wir beide heiraten? Dann kann ich dir auch den Schlüssel des Glücks heraufbringen.“ Ludwig sah die Flussfrau verdutzt an. Sie hatte lange blaue Haare, braune Augen und einen grünen Fischeschwanz. Aurora heiraten? Das konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen.

„Wie soll das denn gehen?“, erwiderte er. „Ich kann doch nicht einfach zu dir ins Wasser hinuntertauchen – da ertrinke ich ja!“

Aurora winkte lächelnd ab und erklärte ihm, dass er mit der Vermählung Kiemen bekäme und daher unter Wasser atmen könnte. Dann fügte sie hinzu: „Ich kann es dir jetzt schon vorhersagen, Ludwig. Egal, was du machst, wenn du mich nicht heiratest, wird es dir schlecht ergehen. Denn die Menschen sind ungerecht. Hilfst du ihnen nicht, werden sie dich des Landes verweisen. Hilfst du ihnen aber, dann werden sie sich den ganzen Reichtum nehmen und dich verjagen.“ Aber Ludwig konnte das nicht glauben und schüttelte den Kopf. „Aurora, du hilfst mir sehr, wenn du mir den Schlüssel bringst, aber ich bin ein Mensch und bleibe hier an Land bei meinem Volk. Komme, was wolle!“

Die Flussfrau schüttelte verständnislos den Kopf und tauchte hinunter in ihr Reich. Sie schwamm bis an den Grund des Flusses, schob einige Steine zur Seite, holte einen alten Schlüssel hervor und schwamm zurück zum König.

„Hier ist der Schlüssel, Ludwig! Geh zur Schatzkammer und sperre sie auf – du wirst das Glück schon finden.“

König Ludwig bedankte sich vielmals und tat, was die Flussfrau ihm empfohlen hatte. Als er nun den Schlüssel in das Schloss zur Schatzkammer steckte und umdrehte, war aus dem dort aufbewahrten Gold und Silber plötzlich Brot, Käse, Wurst und Gemüse geworden. Auch Eier, Butter, Milch und Obst im Überfluss. Und die Menschen konnten aus der Kammer so viel herausnehmen, wie sie wollten – die Kammer füllte sich wie durch Zauberhand immer auf, und das ganze Volk wurde satt.

Ein ganzes Jahr lebten König Ludwig und sein Volk wie im Schlaraffenland. Doch war es mit einem Mal, als die Bauern wieder ernten konnten, wie zuvor: In der Schatzkammer war wieder Gold und Silber.

Das, was die Flussfrau vorhergesagt hatte, trat nicht ein. Niemand dachte auch nur im Traum daran, den guten König Ludwig aus dem Land zu vertreiben. Er war und blieb ihr liebster König. Ludwig aber heiratete nie. So kommt es, dass Transnistrien heute keinen König mehr hat.

*Erfunden von Dozentinnen und Dozenten des Lehrstuhls für romano-germanische Philologie der Transnistrische Staatliche Taras-Schewtschenko-Universität in Tiraspol, April 2019*

## **Râbnița**

### **Die Legende von Mittelfelsen**

Einst, vor vielen Jahrhunderten – im Mittelalter muss es wohl gewesen sein – badete Elsa im Fluss Dnister. Es war gerade Frühling geworden. Obwohl die Vögel zwitscherten und Frösche quakten, war das Wasser noch recht kühl. Das störte Elsa aber gar nicht. Splitternackt badete sie im Fluss und freute sich über das erfrischende Bad. Natürlich hatte sie darauf geachtet, dass sie allein war und dass ihre Kleider griffbereit in der Nähe hinter einen Strauch lagen. Doch währte die Idylle nicht lange: Ein böser Zauberer, der Elsa heiraten wollte, stahl ihre Kleidung.

Ihr müsst wissen, dass Elsas Kleider nicht einfach nur Kleider waren. Nein, es war ihr Schutz vor der Sonne: Sobald Elsa auch nur ein winziger Sonnenstrahl streifen würde, würde sie zu Staub zerfallen. Das wusste der Zauberer und wollte sie damit zur Heirat zwingen. Er hatte sie schon oft einen Heiratsantrag gemacht. Doch jedes Mal hatte ihn Elsa abgelehnt. Verständlicherweise, der Zauberer gefiel ihr nicht. Er war klein und alt und hatte einen kugelrunden Bauch. Da er viel Knoblauch aß und Bier trank, mochte sie auch seinen Geruch nicht.

Da trat er wieder vor sie und lächelte überlegen: „Na, Elsa, willst du mich nun heiraten? Du weißt, wie sehr ich deine grünen Augen und schwarzen Haare mag. Heiratest du mich nicht, verbrenne ich deine Kleider! Ich komme morgen wieder und erwarte eine Antwort!“ Lachend ging er einfach fort.

Elsa war nun wieder allein und schwamm so lange, bis sie eine Stelle fand, die ihr etwas Schutz bot. Es wurde immer kälter und kälter. Sie wartete, bis die Nacht hereinbrach, dann traute sie sich, ihr geschütztes Plätzchen zu verlassen, und schwamm weiter Fluss abwärts. Im Halbdunkel sah sie ein Fischernetz ausgeworfen. „Oh, wie gut! Das kann ich mir überziehen, dann kann ich aus dem Wasser steigen“, dachte sie bei sich.

Ein paar Fische hatten sich im Netz verfangen. Elsa befreite sie der Reihe nach und wickelte das Netz um sich herum. Als sie aus dem Fluss gehen wollte, näherten sich die Fische – sie waren Elsa dankbar und wollten sich erkenntlich zeigen.

„Elsa, wir haben gesehen, was der böse Zauberer dir angetan hat. Wir können dir helfen. Schwimm nur mit uns mit und wir bringen dich zum Dnister-Felsen. Im Felsen wohnt der

Bösewicht, der deine Kleider gestohlen hat. Dort sind auch deine Kleider.“ Elsa nickte und schwamm mit den Fischen los. Der Felsen sah im Dunkeln sehr bedrohlich aus. Schwarz und hoch ragte er aus dem Wasser. Kaum waren sie angekommen, da schwamm ein Fisch zu Elsa und hielt einen Schlüssel im Maul. Elsa nahm ihn verwundert zu sich.

„Mit diesem Schlüssel, kannst du alle Türe und Tore aufsperrn. Auch solche, die du gar nicht erkennst“, sprach der Fisch. Elsa bedankte sich und schwamm die letzten Meter zum Mittelfelsen. Wie von magischer Hand geleitet, führte der Schlüssel sie zu einer Stelle, in der sie den Felsen aufsperrn konnte. Eine unsichtbare Tür öffnete sich und sie konnte eintreten. Es war stockfinster. Sie musste vorsichtig gehen. Dann und wann erhellte etwas Kerzenschein den Felsen. Eine steinerne Treppe führte hinauf in einen kleinen Raum. Plötzlich stand ein Hund vor ihr, groß und mit struppigem Fell. Elsa erschrak und hätte beinahe geschrien, aber der Hund sprach ruhig und freundlich mit menschlicher Stimme zu ihr: „Hab keine Angst. Ich tu dir nichts. Du musst nur wissen, dass du mit diesem Schlüssel nicht nur Tür und Tor aufschließen kannst, sondern auch die Herzen der Menschen. Komm mit!“ Er dreht sich um und ging durch eine kleine Tür. Elsa folgte ihm.

Der Zauber schlief, denn man konnte ihn deutlich schnarchen hören. Der Hund führte Elsa direkt zu ihm und sagte: „Trau dich nur, schließ sein Herz auf!“ Elsas Herz klopfte bis zum Hals, aber ihr Mut war größer als ihre Angst. Sie nahm den Schlüssel, führte ihn zum Herzen des Zauberers – und tatsächlich! Der Schlüssel passt in sein Herz. Sie dreht ihn einmal herum und der Zauberer schlug die Augen auf. Mit einem Mal wurde seine Kleidung weiß. Er sah Elsa an und fing an, zu weinen. Dicke Tränen liefen über seine Wangen, und er sagte: „Elsa, ich wusste es immer! Du wirst mein Glück sein. Endlich kann ich wieder fühlen und brauche nichts mehr Böses zu tun.“

Dann stand er auf, brachte ihre Kleider und nahm all seine bösen Zaubereien wieder zurück. Der struppige Hund verwandelte sich in einen Prinzen, und ob Ihr es glaubt oder nicht: Der Prinz und Elsa verliebten sich ineinander und heirateten. Und der Zauberer wurde ihr Hochzeitspate.

*Erfunden von Studierenden des Lehrstuhls für germanische Sprachen der Transnistrische Staatliche Taras-Schewtschenko-Universität in Râbnia, April 2019*

## **Ein echter Schatz im Dnister**

Ich glaube, es war im 11. Jahrhundert, da stand einmal ein Fischer am Fluss und wollte Fische fangen. Ion, so hieß der Fischer, war ein stattlicher Mann im besten Alter. Zufrieden schaute er in den Fluss, denn der Schnee war geschmolzen. Und wenn es anfängt, warm zu werden, dann geht es auch mit dem Fischen besser. Ions dunkle Haare glänzten in der Sonne und er ließ seinen Gedanken freien Lauf.

„Ach, wie schön wäre es, wenn jetzt mein Kind neben mir sitzen würde“, dachte er bei sich. Aber er und seine Frau hatten keine Kinder und das machten ihn immer wieder traurig. Noch trauriger aber machte es ihn, dass seine Frau mit jedem Jahr ihrer Ehe immer böser wurde. Er wollte gar nicht mehr nach Hause gehen. Wahrscheinlich lag es

daran, dass sie so arm waren. Am liebsten hätte er ein schönes Boot gehabt, mit dem er hinausrudern und ganz viele Fische fangen konnte. Dann würde alles besser werden.

Da sah er im Wasser etwas glänzen und glitzern. Er kniff die Augen zusammen und konnte einen funkelnden Stein im Wasser erkennen. Er krepelte seine ledernen Hosenbeine hoch und ging vorsichtig ins Wasser hinein. Als er den Stein in seinen Händen hielt, glänzte und glitzerte dieser immer noch, er war wunderschön anzusehen. Plötzlich hörte er, wie sich zwei unterhielten.

„Sag mal, weißt du, ob es den Schatz im Fluss noch gibt?“, fragte eine Stimme.

„Natürlich!“, sagte eine andere Stimme. „Der Schatz liegt am Boden des Flusses – dort hinten. Ganz in der Nähe des Fluss-Schlusses unseres Fischkönigs Maximus. Dort, wo der Wasserstrudel ist.“

Fischkönig? Hatte er richtig gehört? Und wie er sich umsah, fand er im Wasser ganz nah bei sich zwei Karpfen, die einfach weiter plauderten, als wäre nichts geschehen, und er, der Fischer Ion, konnte alles verstehen. Es musste an diesem Stein liegen. Ion zögerte nicht lange, holte sein Netz aus dem Wasser und ging zu der Stelle, die die beiden Fische beschrieben hatten. Ja, dort war ein gefährlicher Wasserstrudel. Ion traute sich nicht ins Wasser. Also warf er sein Netz aus – in der Hoffnung, dass sich eine Schatzkiste darin verfangen würde. Und tatsächlich, als er das Netz einholte, war etwas Schweres und Großes darin. Er zog es an Land. Und wie er das Netz ausbreitete, sah er, dass sich eine Undine darin verfangen hatte. Sie hatte grüne Haare und eine glänzende, schuppige Haut.

„Bring mich sofort wieder zurück, du garstiger Mensch! Ich bin doch nicht irgendein Fisch! Ich bin schließlich die Tochter des großen Fischkönigs Maximus!“, sagte sie, sah den Fischer böse an und schimpfte weiter drauflos. Und nach wenigen Sekunden kam auch schon ein großer Fisch mit einer großen Krone angeschwommen.

„Was fällt dir ein, meine Tochter einfach aus dem Fluss zu fischen! Bring sie sofort wieder zurück!“, drohte der Fischkönig.

Ion aber war schlau und sagte: „Wenn du deine Tochter wieder haben willst, dann gib mir den Schatz aus dem Fluss.“ Der König schaute missmutig drein und meinte: „Na gut, aber dann gib mir den Zauberstein zurück.“ Ion willigte ein und kurz darauf war der Tausch auch schon vollbracht. Zufrieden sah Ion auf ein mit Gold gefülltes Kästchen und ging nach Hause.

„Schau mal, Frau, was ich uns heimgebracht habe!“, sagte Ion und er erzählte, was sich zugetragen hatte. Seine Frau war aber weder erfreut noch zufrieden, sie begann zu schimpfen.

„Mit einem so kleinen Kästchen voll Gold lässt du dich abwimmeln? Bestimmt ist der Schatz viel größer und er hat dir nur einen kleinen Teil gegeben. Geh sofort zurück und verlange mehr!“

So musste der Fischer wieder zum großen Wasserstrudel gehen. Dort angekommen, rief er nach dem Fischkönig. Der kam auch angeschwommen und fragte, was denn los sei.

„Ach, meine Frau ist nicht zufrieden mit dem Gold. Sie ist so böse geworden in den letzten Jahren. Ich weiß gar nicht mehr, was ich machen soll.“ Der Fischkönig sah ihn nachdenklich an, tauchte unter und kam nach kurzer Zeit mit einer rosafarbenen Muschel im Maul zurück. Er gab Ion die Muschel und meinte: „Gib deiner Frau die Muschel zu essen, und alles wird gut werden.“

Da Ion auch nichts Besseres einfiel, ging er wieder nach Hause und gab seiner Frau die Muschel zu essen. Mürrisch aß sie die Muschel – und plötzlich wurden ihre Augen ganz groß und sanft. Ihr Gesicht wurde wieder weich wie früher. Und ja, sie lächelte! All ihre Sorgen und ihr Kummer wichen von ihr. Ein warmes Gefühl ging durch ihren ganzen Körper. Wie schön es doch war, das Leben!

Im Nu war ein Jahr vergangen. Seit der seltsamen Begegnung waren seine Netze immer voller Fische. Mit jedem Tag, der verging, wurde das Fischerehepaar ein wenig wohlhabender. Und das Erfreulichste war: Sie hatten ein Kind bekommen hatten. Und Ion war endlich Vater!

*Erfunden von Dozentinnen und Dozenten des Lehrstuhls  
für germanische Sprachen in Râbnîța (Transnistrien), April 2019*

# Polen

## *Krakau/Kraków*

### **Jerry – der Mäuserich**

Die Geschichte, die ich heute erzählen möchte, handelt von Jerry, einer kleinen Maus. Sie lebte vor über 100 Jahren auf der Burg Wawel in Krakau. Die Burg, deren Türme in den Himmel hineinragen, liegt auf einem Hügel und hat rote Mauern. Unsere Geschichte beginnt an einem warmen Sommerabend. Es war schon dunkel und ruhig auf der Burg, denn es waren nur noch wenige Menschen dort. Man konnte das Summen der Stechmücken hören, die einem das Leben schwer machten. Jerry war ein besonderer Mäuserich, denn er war schon über 50 Jahre alt. Sein Fell war dezent grau, aber seine Augen waren ungewöhnlich blau. Was Jerry mochte und gut konnte, war kochen. Besonders lecker schmeckte seine Rübensuppe. Die machte er aus roten Rüben, die es auf der Burg zur Genüge gab.

Jerry hatte eigentlich ein gutes Leben. Trotz seines Alters konnte er unglaublich schnell laufen und genoss seine Laufstrecken in vollen Zügen. Doch seit geraumer Zeit halfen ihm diese auch nicht mehr, seine Traurigkeit zu überspielen: Er hatte seine Familie irgendwo verloren und war sehr einsam. Er dachte mehr als je zuvor darüber nach, wo er seine Familie suchen könnte.

An diesem warmen Sommerabend hatte er eine geniale Eingebung: Seine große Mäusefamilie war seit vielen Generationen sehr katholisch – wo sonst als in der heiligen Stadt könnte sie denn sein?

„Sie müssen in Rom sein! Sie sind bestimmt in den Kellern des Vatikans! Dort werde ich sie suchen.“ Jerry war sich sicher und fest entschlossen, seine Familie in Rom zu suchen. Doch war ihm vor der Reise etwas mulmig: Er war noch nie so weit gereist und überlegte, was ihm unterwegs helfen könnte. Da fiel ihm eine Muschel ein, von deren Zauberkraft schon sein Großvater überzeugt war: „Wenn du an dieser Muschel reibst, wirst du so groß wie ein Mensch und kannst noch viel schneller laufen, als du eh schon läufst.“ Diese Muschel packte er ein. „Wer weiß, vielleicht werde ich sie unterwegs brauchen!“, dachte er, stieg auf sein Mäusefahrrad und fuhr los. Das mag sich für die heutige Zeit etwas sonderbar anhören, aber ja: Jerry hatte ein Fahrrad! Vorne hatte es ein großes Rad und hinten ein kleines.

Jemand hatte von seinen Plänen Wind bekommen – und das war seine Ex-Frau Helga. Sie wollte unbedingt Jerrys Reise vereiteln. Das Glück seine große Mäusesippe wiederzufinden, gönnte sie ihm nicht. Von aller Anfang an mochte sie Jerrys Verwandte nicht.

Helga nahm ein Stückchen von seinem Lieblingsapfel und tränkte es mit einer magischen Tinktur. Dann lief sie auf die Straße, an der er vorbeifahren musste und versteckte sich hinter einem Gebüsch.

Jerry saß vergnügt auf seinem Fahrrad, piffte ein Liedchen und freute sich über die untergehende Sonne, als Helga plötzlich hinter dem Gebüsch hervortrat und vor ihm stand.

„Halt, lieber Jerry, warte! Ich muss dir etwas Dringendes sagen!“ Jerry hielt an und dachte sich: „Oje! Das wird wieder was!“

„Weißt du, Jerry, du wirst bald Vater. Von etwa acht kleinen Mäuschen. Ist das nicht wunderbar?“, sagte Helga lächelnd.

„Ich glaube, das bildest du dir nur ein. Wir sind doch schon lange nicht mehr zusammen,“ erwiderte Jerry prompt, denn er hatte jeden Grund, misstrauisch zu sein: Viel zu oft hatte ihn Helga angelogen.

Geschickt zog Helga hinter ihrem Rücken das Apfelstückchen hervor und hielt es ihm vor die Nase.

„Jerry, bleib doch bei mir und den kleinen Mäuschen! Du bekommst auch jeden Tag die schönsten Äpfel von mir.“

Jerry traute ihr zwar immer noch nicht, aber diesem Apfelstückchen konnte er nicht widerstehen. Da sind Mäuse eben alle gleich. Er nahm es und biss herzhaft hinein. Und mit jedem Bissen wurde Helga schöner für ihn. Er sah rosa Herzchen, als er sie anblickte, und sagte auf einmal: „Helga, du bist die schönste Mäusedame in ganz Krakau! Natürlich bleibe ich bei dir und den kleinen Mäuschen.“

Ja, Ihr ahnt es schon: Die Tinktur, die Helga auf das Apfelstück geträufelt hatte, war ein Liebestrank, der sehr schnell wirkte.

Jerry stieg vom Fahrrad ab und schob es neben sich her. Gemeinsam gingen sie zu Helgas Mäusehöhle. Er lebte viele Tage bei ihr und war so verliebt wie noch nie, aber gleichzeitig hatte er auch ein schlechtes Gewissen. Er wollte doch so gerne nach Rom zu seiner Familie. Er war hin- und hergerissen, denn Helga wollte er ja auch nicht verlassen.

Da fiel ihm eines Nachts die Muschel wieder ein, die er mitgenommen hatte. Er schlich sich heimlich aus dem Strohnest und rieb an der Muschel. Sofort war er so groß wie ein Mensch, und ehe sich Helga versah, war sie schon auf seinem Rücken und musste sich festhalten, denn Jerry fing an zu laufen. Er lief so schnell, wie es heutige Schnellzüge kaum können. In Windeseile war er in Rom. Er rieb an der Muschel und war sofort wieder klein. Dann lief er – die erschrockene Helga immer noch auf dem Rücken tragend – in die Kellergewölbe des Vatikans und fragte dort andere Mäuse nach seiner Familie. Er erfuhr, dass sich seine Familie große Sorgen um ihn gemacht habe und deshalb vor einiger Zeit nach Krakau gereist sei.

Jerry zögerte nicht lange, als er das erfuhr, und rieb wieder an der Muschel. Helga wollte schon protestieren, aber er packte sie wieder auf seinen Rücken und schnell ging es zurück nach Krakau. Diesmal aber ging er nicht auf die Burg, sondern in die Krakauer Tuchhallen. Denn Jerry wusste: Dort gab es reichlich Futter für Mäuse.

Tatsächlich! Dort fand er seine ganze Mäusefamilie wieder. Sie umarmten sich, was übrigens ziemlich lange dauerte, denn seine Familie umfasste immerhin über 80 Mäuse. Endlich waren sie wieder zusammen. Das perfekte Familienglück!

Helga räusperte sich deutlich: „Jerry! Wir gehen jetzt! Ich habe genug von diesem Unsinn!“ Jerry drehte sich zu ihr um – und es war ganz seltsam. Er sah keine rosa Herzen mehr und sie kam ihm jetzt auch nicht mehr wunderschön vor. Der Liebeszauber hatte aufgehört, zu wirken: Jerry war wieder Herr seiner Sinne.

„Hör mal, Helga, ich glaube wir lassen das mit unserer Beziehung. Aber ich werde für unsere Mäusekinder Sorge tragen.“ Und das machte Jerry auch vorbildlich. Eines Tages

trat eine andere Mäusedame mit acht eigenen Mäusekinder in Jerrys Leben. Und das war der Beginn einer glücklichen Patchworkfamilie.

*Erfunden von Germanistik-Studierenden (2. Studienjahr)  
der Universität der Kommission für Nationale Bildung Krakau/Kraków, April 2024*

## **Liebe in den Krakauer Katakomben**

Es war ungefähr Ende des 19. Jahrhunderts, als in den Krakauer Katakomben etwas Seltsames, ja Gespenstisches vor sich ging. Man erzählt sich heute noch von dem Geist eines Malers, der dort einige Zeit gelebt haben soll.

In den Katakomben unter dem Marktplatz war es damals dunkel und roch modrig, denn es kam kaum Licht oder frische Luft hinein. Die Tonnengewölbe waren feucht und es war unheimlich still. Nur manchmal hörte man eine Fledermaus flattern, die auf Nahrungssuche war.

Der Maler, dessen Geist dort lebte, war zu Lebzeiten besessen von seiner Kunst und einer Frau. Sein Geist war wie ein Hauch Luft, von dem man im Dunkeln nur eine leichte Silhouette sehen konnte, er schwebte durch Türen und Wände, als wären sie gar nicht da. Was aber so schrecklich an diesem Geist war: Er hatte kein Gesicht. Selbst an seinen irdischen Namen konnte sich niemand erinnern. Auch er selbst wusste nicht mehr, wer er eigentlich war. Er war ein Geist ohne Gesicht, ohne Namen und ohne Identität. Ein Nichts. Woran sich der Geist erinnerte, war, dass er viele Bilder gemalt hatte, die jetzt unten in den Katakomben standen. Es waren Bilder von Verbrechern. In jedes dieser Bilder hatte er so viel von sich hineingegeben, dass er sich selbst verloren hatte. Mit jedem Gemälde, das er malte, war ein Teil von ihm selbst in dem Bildnis hängengeblieben: sein Wesen, sein Gesicht und letztlich sein Name.

Jeden Tag und jede Nacht umkreiste der Geist nun die Gemälde, um sich selbst zu finden. Im Lauf der Zeit hatte er heimlich fast alle seine Bilder zu sich zurückgebracht – getragen von der Hoffnung: „Wenn ich alle Bilder, die ich gemalt habe, wieder bei mir habe, dann bin auch ich wieder vollständig.“

Doch ein Bild, das fehlte ihm noch, und es war sehr schwierig für ihn, dieses Bild zu bekommen. Es war ein Bildnis, auf dem er selbst mit seiner Geliebten zu sehen war. Damals, als er es gemalt hatte, schwelgte er in Glück und Liebe. Seiner Liebsten war es so teuer, dass sie es an sich nahm und behielt. Doch dann geschah etwas, das ihm das Herz gebrochen hatte: Sie verließ ihn wegen eines wohlhabenden Mannes. Das Bild aber behielt sie bei sich, versteckt in einer Holztruhe, die sie abgesperrt hatte, damit niemand das Gemälde, das ihre alte große Liebe zeigte, je sehen sollte. Den Schlüssel dazu trug sie immer am Körper. Obwohl sie sich von dem Maler distanziert hatte, gab es zwischen ihnen eine starke unsichtbare Bindung.

Als der Maler kurze Zeit nach der Trennung verstarb, spürte sie es. Fortan hatte sie keine ruhige Minute mehr in ihrem Leben. Irgendwann hielt sie es nicht mehr aus, denn auch sie hatte von dem seltsamen Gespenst in den Katakomben gehört, von dem man sich bald nach des Malers Tod erzählte. Eine unerschütterliche Gewissheit überkam sie: „Es muss mein Liebster sein.“

Eines Nachts schlich sie sich von ihrem Mann heimlich davon und ging hinunter in die Katakomben. Der Geist sah sie kommen und ihm stockte der Atem. „Kann es wahr sein, dass sie es ist? Was, wenn sie mich sieht? Und was, wenn sie mich nicht sieht?“ All diese Fragen gingen dem Geist blitzartig durch den Kopf und er wunderte sich, denn bis jetzt hatte er immer gedacht, Geister hätten keine Gefühle mehr. Doch seine Gefühle waren stark – so stark, dass er sich wie ein kleiner Junge hinter eine der Säulen kauerte und nicht wusste, was er tun sollte.

„Mein Liebster, bist du hier? Es tut mir so leid! Kann ich alles irgendwie wiedergutmachen? Kann ich dir helfen?“, hörte er sie flüstern. Da traute er sich vorsichtig hinter seiner Säule hervor und sie sah den zarten Umriss seiner Silhouette. Mit einem Mal fühlte er wieder seine ganze Liebe zu ihr. Mit diesem wunderbaren lebendigen Gefühl kam sein Gesicht wieder zurück und er wurde mehr und mehr sichtbar. Sie lächelten sich an, umarmten sich und flüsterten gegenseitig ihre Namen: „Mein Franciszek!“ – „Meine Luiza!“

Dann sah er sie lange an und meinte: „Meine Liebste, ich kann nicht mehr unter den Lebenden bleiben. Wer einmal gestorben ist, kann nicht mehr zurück.“

„Dann will ich mit dir gehen“, sagte Luiza, ohne zu zögern, obwohl sie wusste: Wer ein Gespenst umarmt, wird selbst zu einem. Sie umarmte Franciszek. Eng umschlungen verblassten beide immer mehr, bis sie ganz und gar unsichtbar wurden. Dabei fiel der Schlüssel, der an Luizas Hals hing, auf den Boden. Den Schlüssel fanden einige Bürger am nächsten Tag in den Katakomben, als sie auf der Suche nach Luiza waren. Sie verwahrten den Schlüssel – und so kommt es, dass es diesen Schlüssel, den Zeugen einer großen Liebe, bis heute gibt.

*Erfunden von Germanistik-Studierenden (3. Studienjahr)  
der Universität der Kommission für Nationale Bildung Krakau/Kraków, April 2024*

## **Der Besuch der alten Dame**

Es war ein schöner Sommertag und die Kirchenuhr schlug gerade Zwei. Eine alte Dame saß am Marktplatz in Krakau und genoss diesen schönen Moment. Es waren nicht so viele Menschen wie gewöhnlich am Platz, und trotzdem konnte man das Lachen der Menschen in den Cafés hören, Musiker spielten fröhliche Lieder und es roch nach frischem Kuchen und Kaffee. Die alte Dame trug einen feinen langen Rock und eine hübsche weiße Bluse, dazu passende weiße, elegante Handschuhe. Ihr immer noch braunes Haar hatte sie adrett hochgesteckt und ein modischer Hut zierte ihr Haupt. Dazu trug sie wertvollen Schmuck und wie es damals für Damen Mode war rauchte sie eine lange, dünne Zigarette.

Sie genoss das Leben, ihre braunen Augen leuchteten voll Lebenslust, und wie sie so über den Marktplatz blickte, dachte sie bei sich: „Es ist doch schade, dass ich schon so alt bin. Am liebsten wäre ich wieder jung, um das Leben in vollen Zügen zu genießen! Wieder verliebt sein – das wäre schön! Jetzt sitze ich allein zu Hause mit meiner Katze und meinem kleinen Vogel.“

Sie dachte noch eine Weile nach, aber dann fasste sie einen Entschluss. „Das muss doch irgendwie möglich sein: noch einmal jung sein und einen wunderbaren Mann heiraten.“

Sie zahlte, ging nach Hause und holte eine alte Holzkiste hervor, in der ein magischer Stein war. Dieser Stein führte einen immer an den Ort, wo ein Wunsch in Erfüllung gehen konnte. Sie fragte ihn mit klarer Stimme: „Lieber Stein, wo muss ich hinfahren, damit ich wieder 20 Jahre alt bin?“ Sie wartete kurz und dann stand auf dem Stein das Wort: Tibet.

Tibet war weit weg! Aber selbst vor einer anstrengenden Reise scheute sich die alte Dame nicht. Sie ließ einen Kutscher kommen, der nicht nur normale Kutschen mit Pferden hatte, sondern auch ganz besonders schnelle: Kutschen mit Flügeln.

Sie erzählte ihm von ihrem Plan, gab ihm einen Beutel mit Goldstücken und der Kutscher willigte ein. Schon am gleichen Abend ging es hinauf in die Lüfte. Die alte Dame nahm neben einer ausgewählten Garderobe auch viel Gold und ihren Stein mit. Mit Letzterem konnte sie dem Kutscher immer ganz genau sagen, wie er fliegen musste.

Nach einer Weile kamen sie in Tibet an – und landeten in der Nähe eines Marktes. Als sie die Tür der Kutsche öffnete, überwältigte sie der große Lärm, das Stimmengewirr und die fremden Geräusche. Doch nichts konnte sie abschrecken: Sie schlüpfte schnell in ihren Mantel, stieg aus und folgte den Anweisungen des Steines. An einem Kräuterstand machte sie Halt. Nun erklärte sie dem Händler mit Händen und Füßen, dass sie wieder jung werden wollte und bot ihm dafür jede Menge Gold. Der Händler aber schüttelte den Kopf. Für diese Zauberkräuter war das Gold zu wenig, doch der Zauberstein der Alten zog ihn magisch an – den wollte er haben.

Die alte Dame überlegte: „Wenn ich ihm jetzt diesen Stein gebe, dann werde ich vielleicht nie wieder zurück nach Krakau finden. Aber ich bin schon so alt, dass ich nicht weiß, ob ich die Rückreise überhaupt schaffe.“ Also willigte sie ein und bekam die Zauberkräuter. Sie mietete sich eine schöne Wohnung und braute sich den Tee genauso zu, wie der Händler es ihr beschrieben hatte. Schluck für Schluck trank sie den Tee. Und tatsächlich: Er wirkte! Schon nach wenigen Minuten sah sie wieder so aus wie mit 20 Jahren!

„Es hat funktioniert!“, rief sie entzückt und besah sich im Spiegel: Ihre Haut war ebenmäßig und glatt, ihr Haar kraftvoll und dicht, und sie war wieder gertenschlank.

„Das ist geschafft!“, dachte sie sich. „Jetzt brauche ich nur noch einen Mann.“ Nun hörte sie sich in den nächsten Tagen in Tibet um und erfuhr, dass ein Prinz erwartet wurde, der den König von Tibet besuchen wollte. Das war die Gelegenheit! Aber wie konnte sie den Prinzen auf sich aufmerksam machen?

„Ich koche ihm das Beste, was wir in Polen haben: Pierogi!“

Sie lud die ganze Nachbarschaft ein, an einem polnischen Festmahl teilzunehmen. Auf diese Weise wollte sie sich ihren Mitmenschen gegenüber erkenntlich zeigen. Sie war dankbar, dass sie in ihrer neuen Heimat so freundlich aufgenommen worden war.

Zum Glück hatte sie viel Gold aus ihrer alten Heimat mitgebracht und konnte ohne weiteres ein großes Fest ausrichten. Am Tag, als der Prinz durch Tibet zog, duftete es in der ganzen Stadt nach wunderbaren Pierogi. Der Prinz hielt sein Gefolge an und konnte sich gar nicht satt riechen. Und wie von selbst lenkte er sein Pferd zur großen Küche, in der die junge, schöne polnische Köchin stand.

Er stieg vom Pferd ab und fragte ganz höflich: „Ist es möglich, einen Teller von diesem köstlichen Essen zu bekommen?“ Und sie lächelte ihn an und gab ihm einen großen Teller mit Pierogi. Sie waren gefüllt mit Kartoffeln, mit Käse, mit Speck, mit Pilzen, mit Gemüse und noch vielem anderen mehr.

Der Prinz aß und aß und aß – und es schmeckte ihm so gut, dass er sagte: „Ich möchte für immer deine Pierogi essen – egal, wie alt du wirst. Sei meine Frau!“ Von Herzen sagte sie: „Ja!“

Und so kamen die Pierogi nach Tibet. Und den magischen Stein habe ich vor einiger Zeit einem tibetischen Händler viel zu teuer abgekauft, denn seine Zauberkraft hat er schon längst verloren.

*Erfunden von Germanistik-Studierenden (3. Studienjahr)  
der Universität der Kommission für Nationale Bildung Krakau/Kraków, April 2024*

# Rumänien

## *Hermannstadt/Sibiu*

### **Der kosmische Körper von Hermannstadt**

Diese Geschichte trug sich an dem Ort zu, wo heute Hermannstadt liegt. Es gab viel Staub und viele Steine. Und es roch nach Salz, weil ein Meer in der Nähe war. Um das Meer herum befanden sich Wälder mit riesigen Bäumen an steinigen, großen Bergen. Vor langer, langer Zeit, in der Steinzeit, lebte hier ein Vorfahre des Menschen – man nannte ihn, wenn man von ihm erzählte, Steinmann. Seine Arme hingen bis zu den Knien. Er hatte lange, braune, schmutzige Haare. Ein Fell bedeckte seinen ganzen Körper. Er ähnelte einem Affen. Steinmann konnte klettern und jagen – ja, das konnte er sehr gut!

Täglich ging er auf die Jagd und kletterte auf Bäume, um Tiere zu sichten. Er lief in die Berge und wieder zurück, badete im Meer und trocknete sich an der Sonne. Eines Tages fand er einen besonders schönen Salzstein am Meeresstrand. Was ist das wohl für ein Stein? Er nahm ihn mit, packte seine Jagdwaffen und die gefangenen Fische ein und ging nach Hause.

Abends brannte am Eingang seiner Höhle ein Feuer. Steinmann grillte sein Wild und seine Fische. Wie er da so saß und aß, dachte er an seinen großen Wunsch: Er wünschte sich einen Wolf, weil er so einsam war und einen Freund haben wollte. Der Wolf könnte ihm auch bei der Jagd helfen. Nachdenklich sah er hinaus in den Sternenhimmel. Etwas kam ihm an diesem Abend sonderbar vor ...

Der Himmel wurde nach und nach grau, die Sterne verschwanden, weiße Blitze zuckten, der Wind durchwirbelte die Blätter der Bäume und mit einem riesigen Krach fiel plötzlich ein kosmischer Körper ins Meer: Grrrrrr-wrrrrr, dschummm-wrrrrr, krach-klatsch, pffffschschschsch, fssssssssssssssss! Es war sehr laut und es stank nach Rauch. Die Erde bebte, die Wälder und die Berge wackelten. Steinmann kletterte schnell in eine sichere Höhle und wartete ab.

Da hörte er ein Geräusch – es kam von seinem Salzstein: „Auuuuuuuu!!!“ Der kleine Stein, der in Steinmanns Pelz versteckt war, leuchtete hell. „Auuuu!“ machte der Stein wieder. Und weit entfernt hörte Steinmann nun eine Antwort: „Au-au-au-au!“ Sehr leise! Steinmann schlich sich zu der Stelle. Da sah er ein graues Büschel mit gelben Augen – einen Wolfswelpen! Er lag verletzt auf dem Gras. Steinmann nahm ihn auf und streichelte ihn. Als sich draußen der Sturm gelegt hatte, nahm er den Welpen mit und pflegte ihn gesund. Nun hatte er einen Freund. Sie lernten voneinander und blieben für immer zusammen.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der 5. Klasse  
des Samuel-von-Brukenthal-Gymnasiums in Hermannstadt/Sibiu, Oktober 2017*

## Die wahre Geschichte über die Hermannstädter Lügenbrücke

In einem Ort in Siebenbürgen namens Hermannstadt gab es im Jahr 1859 jeden Samstag einen viel gepriesenen Wochenmarkt auf dem größten Platz der Stadt, den die Einheimischen den Großen Ring nannten. Bauern, Handwerker, Kaufleute von nah und fern kamen mit ihren vollbeladenen Pferdewägen und boten ihre Waren an. Auch eine verwitwete Siebenbürger Sächsin versuchte an einem bescheidenen Stand ihr Glück. Sie war arm, hatte aber ein außergewöhnliches Talent: Im Sticken konnte sie niemand übertreffen. Ihre kunstvollen Stickereien waren recht begehrt – und manch ein Reisender staunte über die besonderen siebenbürgischen Muster und farbenfrohen Motive.

Eines Tages näherte sich ein gutaussehender, stattlicher junger Mann mit blondem Wuschelkopf dem Stand der Stickerin, doch galt sein Interesse nicht den Stickereien, sondern dem Mädchen mit grünen Augen und schwarzen Locken, das den Stand betreute: Johanna, die Tochter der in die Jahre gekommenen Stickerin.

„Wie schön sie ist! Und wie zart!“, dachte der junge Mann. Er hieß Ion, kam aus der Walachei und war wohlhabend. Den Markt in Hermannstadt liebte er besonders – hier war immer viel los! Die guten Geschäfte, die man hier schließen konnte, lockten Siebenbürger Sachsen, Ungarn, Rumänen, Österreicher, Armenier, Juden, Roma an. Auf diesem einzigartigen Markt herrschte eine Vielfalt an Völkern, Sprachen und Waren. Klatsch und Tratsch fehlten auch nicht. Für Ion, der einige Landessprachen beherrschte und sich daher mit vielen Menschen verständigen konnte, war der Markt alles in einem: Handel, Austausch, Nachrichtenbörse – und nun auch der Ort seiner frisch entflammten Liebe.

Als er Johanna zum ersten Mal sah, verliebte er sich sofort in sie und strahlte sie mit seinen blauen Augen an. Er ließ sich von Johanna die Stickereien ihrer Mutter vorführen und kaufte ihr eine Arbeit ab. Am nächsten Markttag kam er wieder und kaufte eine Stickerei, am darauffolgenden ebenso – und so ging es immer weiter.

Da die fleißige Stickerin auch am Stand in ihre Stickarbeiten vertieft war, merkte sie nicht, wie ihre Tochter Johanna jedes Mal errötete, wenn sich der hübsche Mann näherte. Und auch nicht, wie liebevoll sie die Ware in seine Hände legte und diese dabei sanft berührte. Irgendwann überreichte Ion Johanna nicht nur Geld für die Stickereien, sondern auch Briefe, in denen er ihr seine Liebe gestand.

„Was soll ich nur tun? Soll ich meinem Mütterchen sagen, dass ich mich in einen Rumänen aus der Walachei verliebt habe?“ In ihrer Verzweiflung entschied Johanna, Ion ebenfalls ein Brieflein zu schreiben. Darin gestand sie ihm ihre Liebe, weihte ihn aber auch in ihren Konflikt ein.

Als am nächstfolgenden Markttag Ion zusammen mit der Stickerei auch Johannas Brieflein zugesteckt bekam, ging just in diesem Augenblick der evangelische Bischof am Stand der alten Stickerin vorbei. Die alte Frau war wie immer in ihre Stickarbeit vertieft und ihre Tochter hatte vor lauter Aufregung nur noch Augen für Ion. Den Bischof hatten die drei nicht wahrgenommen. Verärgert blieb er stehen und mahnte die Stickerin: „Siehst du denn nicht, was deine Tochter treibt? Statt dir zu helfen und den Leuten ‚Guten Tag‘ zu wünschen, träumt sie schon längst davon, dich im Stich zu lassen und sich mit diesem Nichtsnutz aus dem Staub zu machen. Einen Brief hat sie ihm jedenfalls gerade in die Hand gedrückt. Komm morgen nach dem Gottesdienst zu mir!“ Und schon eilte der Bischof, ohne auf eine Antwort zu warten, davon.

Ion reichte der Stickerin Johannas Brief, denn er hatte sofort gemerkt, dass die arme Frau leichenblass geworden war. Sie schaute nun auf den Brief in ihren Händen, gab ihn Johanna und bat sie, ihn ihr vorzulesen. Das tat Johanna widerstandslos.

„Wie schön sie schreibt, mein kluges Töchterchen! Und wie sehr sie diesen jungen Mann liebt!“, dachte die Stickerin. „Dass er Rumäne ist, stört mich nicht, aber weh uns! Der Kirchenrat wird kein Verständnis für die beiden haben.“ Sie wusste sich nicht zu helfen, ging am nächsten Tag zum Bischof – und es kam, wie sie es erwartet hatte: Der Bischof berief den Kirchenrat ein. Und der Kirchenrat kannte nur Regeln und kein Mitleid: „Ein evangelisches Mädchen wird keinen orthodoxen Jungen heiraten, auch wenn die Liebe noch so groß ist!“

Als die Stickerin das Urteil des Kirchenrates ihrer Tochter mitteilte, weinten beide Frauen bitterlich. Sie beschlossen, es noch einmal beim Bischof zu versuchen und zu beteuern, wie tüchtig Ion sei und dass er der sächsischen Gemeinde nützlich sein könnte.

Nach der nächsten Versammlung des Kirchenrats kam ein überraschender Vorschlag: Ion sollte eine Brücke zwischen der Unter- und Oberstadt bauen, wenn er denn so tüchtig sei, wie behauptet. Wenn ihm das gelingen würde, bekomme er Johanna zur Ehefrau. Dass Ion eine solch anspruchsvolle Aufgabe meistern würde, daran glaubte kein einziges Mitglied des Kirchenrates – und der Bischof erst recht nicht!

Als Johanna Ion die Bedingung mitteilte, an die ihre Vermählung geknüpft worden war, stand er zunächst wie gelähmt vor seiner Geliebten. Doch dann eilte die fleißige Stickerin herbei. Sie hatte mit einigen schnellen Stichen einen ersten Entwurf auf eine Leinwand gestickt.

„So soll die Brücke werden!“, rief Ion, der plötzlich Mut geschöpft hatte. „Und ich habe genug Geld, um diesen Entwurf mit Handwerkern zu verwirklichen! Ich werde alle Wandergesellen, die in Hermannstadt weilen, anheuern und das Werk vollbringen!“ Und so geschah es auch! Er machte den Gesellen ein großzügiges Angebot – und die fingen sofort an. Tagein tagaus hämmerte, krachte, zischte und rauchte es unweit von der evangelischen Kirche. Und noch im selben Jahr, als eines Sonntags nach dem Gottesdienst der Bischof und sein Geleit aus der Kirche traten, konnten sie ihren Augen kaum trauen: Da war sie – die lang ersehnte Brücke zwischen Ober- und Unterstadt! Stabil – und trotzdem so schön wie eine Stickerei von Johannas Mutter.

Als Ion feierlich die Brücke übergeben wollte, sagte der Bischof wütend: „Nein, unser Mädchen bekommst du trotzdem nicht! Geh deines Weges und zeig dich niemals mehr unter uns Sachsen!“ Voller Zorn musterte der Bischof Ion, der seine Johanna fest an der Hand hielt. Neben den Liebenden stand Ions treuer Schimmel. Und als die Worte des Bischofs verklungen waren, zögerte Ion keine Sekunde. Er schwang sich mit Johanna aufs Pferd und sprach: „Wer von euch Sachsen noch einmal auf dieser Brücke steht und lügt, dem soll sie unter den Füßen zusammenbrechen!“

Weg waren Ion und Johanna! Der Schimmel kannte den Weg: durchs Gebirge in die Walachei!

Das Paar ward in Hermannstadt nie wieder gesehen! Doch seit diesem sonderbaren Tag nannten die Stadtbewohner ihre neue Brücke – die Lügenbrücke. Und bis in unsere Zeit gilt: „Auf dieser Brücke wird niemals gelogen!“

*Erfunden von Lehrerinnen und Lehrern im Zentrum für  
Lehrerfortbildung in deutscher Sprache (ZfL) in Hermannstadt/Sibiu, Oktober 2017*

## **Der coole Regenwurm mit der Sonnenbrille**

Es war einmal ein Regenwurm, der klein, rosa und glitschig war. Dieser Regenwurm wollte gerne einmal im Leben cool sein.

Eines Tages, nachdem es heftig geregnet hatte, flutschte der Regenwurm aus der Erde und wollte auf Wanderschaft gehen. Er suchte nach der Coolness und überlegte: „Was braucht ein Regenwurm, um cool zu sein?“ – „Richtig! Eine Sonnenbrille!“

So machte er sich nun auf den Weg, um eine Sonnenbrille zu ergattern.

Wie er sich so dahinschlängelte, begegnete er einer Ameise, die – fleißig wie immer – sich bemühte, rechtzeitig mit ihrer Fracht zu ihrem Ameisenhaufen zu gelangen.

Der Wurm hielt sie an und versuchte sie zu fragen: „Liiiiiebe Aaaaameise“, sprach der Wurm so langsam, wie er sich auch fortbewegte. Als er aber weitersprechen wollte, war die Ameise schon über alle Berge.

So setzte der Wurm den Weg fort, bis er einem Vogel begegnete. „Ohhhhooh!“ Das war nicht gut, denn er erkannte in dem Vogel gleich seinen Feind und brachte kein Wort mehr über seine Lippen. Hinter dem Busch, wo er sich versteckt hatte, guckte er heraus und spähte, ob die Gefahr vorbei war. Endlich! Nun konnte er seine ersehnte Sonnenbrille weitersuchen.

Erschöpft von dem langen Hin und Her, beschloss das kleine Wesen nun eine kleine Pause einzulegen und setzte sich außer Atem auf ein großes schwarzes Etwas. Und weil die Sonne an diesem schönen Herbsttag so hell schien, blendete ihn das Etwas so sehr, dass der Wurm es untersuchen musste. Das Ding hatte schwarze Gläser und einen Rahmen aus Plastik. Und siehe da, zwei goldene prächtige Buchstaben zierte es: ein D und ein G. „Hurra!!!“ Da war sie – die coole Sonnenbrille, nach der er sich schon lange gesehnt hatte! Und noch dazu eine teure Markenbrille! Wahrlich, das Glück war heute auf seiner Seite! Sein Wunsch ging in Erfüllung und er wurde der coolste Wurm in der ganzen Umgebung!

*Erfunden von Lehrerinnen und Lehrern im Zentrum für  
Lehrerfortbildung in deutscher Sprache (ZfL) in Hermannstadt/Sibiu, Oktober 2017*

## ***Klausenburg/Cluj***

### **Der Liebesschlüssel**

Im botanischen Garten blühten gerade die Frühlingsblumen in allen Farben und es duftete so süß und frisch, wie es nur im Frühling duften kann. Die Vögel zwitscherten fröhlich und genauso fröhlich ging Gerda durch den Park spazieren. Sie hatte heute ihren schönen langen Rock an und den Sonntagshut auf, obwohl gar nicht Sonntag war – aber ihr war danach zumute.

Gerda sah aus, wie Frauen eben aussehen – völlig unauffällig, und doch war sie etwas Besonderes, denn sie war die Stadthexe von Klausenburg. Gerda hatte schwarze Haare und schwarze Schuhe. Sie war klein und hatte eine passende kleine, spitze Nase. Der

einzigste kleine Schönheitsfehler waren zwei fehlende Zähne auf der Seite. Aber das merkte man kaum.

Die Hexe war schlau und konnte drei Zaubersäfte brauen: einen, der kranke Menschen heilte – den brauchte sie recht selten, denn sie war kein besonders netter Mensch –, einen anderen, der Menschen verliebt machte, und einen dritten, der töten konnte. Die beide Letzteren braute sie öfters.

Wie sie nun durch den Park schlenderte und fröhlich war – was bei ihr recht selten vorkam – sah sie einen jungen hübschen Mann. Wie elektrisiert blieb sie stehen und sah ihn an. Sie ging etwas näher zu ihm heran.

„Was für ein wunderschöner Mann“, dachte sich Gerda, und da war es auch schon geschehen: Sie war verliebt.

Sie nahm all ihren Mut zusammen und ging an dem jungen Mann vorbei, doch der sah sich einfach nur die Blumen an. Da ging sie immer wieder an ihm vorbei, räusperte sich, blieb neben ihm stehen, aber der junge Mann bemerkte sie nicht. Oder wollte er sie nicht bemerken?

Dann drehte er sich um und ging los und rempelte Gerda auch noch höchst unsanft. „Was für eine Unverschämtheit“, dachte die Hexe, aber dann begannen die Schmetterlinge im Bauch wieder zu flattern und sie konnte nicht mehr böse sein. Sie eilte nach Hause und wollte ihre Hexenküche aufsperrn, denn jetzt war es Zeit, ihren Liebeszaubertrank zu brauen. Aber als sie in ihre Rocktasche griff und den Schlüssel holen wollte, da war er verschwunden. Einfach weg.

Innen hörte sie schon ihren Kater miauen. „Um Gottes Willen, Katerchen! Ich komme gleich! Warte nur brav auf mich!“ Sie dachte kurz nach und beschloss, schnellen Schrittes nach Turda, in die Nachbarortschaft, zu laufen, um ihre Freundin Ella um Rat zu bitten. Ella war auch eine Hexe – sie konnte zwar keine Zaubersäfte brauen, aber in die Zukunft sehen.

„Hallo, liebe Freundin, was gibt es denn? Schön, dass du hier bist!“, rief Ella höchst erfreut, als Gerda die Tür öffnete. Da erzählte die Klausenburger Hexe Ella alles, was geschehen war, und fragte sie: „Kannst du nicht für mich in deinen Kristallstein sehen und ausfindig machen, wo der Schlüssel für meine Hexenküche ist?“

Das tat Ella gern. Sie setzte sich hin und holte einen handgroßen, runden Stein hervor. Flüsterte ein paar Worte und vertiefte sich ganz in die Antwort des Steines, die nur sie verstehen konnte.

„Ein junger Mann hat ihn dir gestohlen. Heute Früh im Park. Jaja, ich sehe es genau. Es ist wohl der, für den du den Zaubersaft brauen wolltest.“ Gerda wurde rot vor Zorn und Wut: „Wo finde ich diesen Schuft nur?“ Ella sah noch einmal in ihren Stein und meinte: „Bei deiner Nachbarin – und wenn du dich beeilst, wirst du ihn noch erreichen, denn er bleibt gewiss noch zwei Stunden bei ihr.“

Gerda bedankte sich vielmals bei ihrer Freundin und eilte nach Hause. Anstatt in ihre Wohnung zu gehen, klopfte sie sofort bei ihrer Nachbarin an der Tür. Sie klopfte mit so einer Wucht, dass die Scheiben der Fenster klirrten.

Der junge Mann öffnete die Tür und erstarrte vor Schreck, als er Gerda mit ihrem immer noch roten Kopf sah.

„Ich kann Ihnen alles erklären, gnädige Frau!“, stotterte er. Doch sie meinte nur: „Ich will nichts hören! Mit euch Männern ist es doch immer das Gleiche!“, und da schleifte sie ihn

vor die Türe ihrer Hexenkammer und befahl ihm, die Tür zu öffnen, damit sie für ihn den Zaubertrank des Todes brauen konnte.

„Aber so hört doch! Ich habe den Schlüssel doch nur entwendet, um in eurem Hexenstübchen den Zaubertrank der Heilung zuzubereiten. Eure Nachbarin ist meine Schwester und sie ist schwer krank.“

Da hielt Gerda inne und ihr roter Kopf wurde allmählich wieder normal. „Du hast doch gar keine Ahnung, wie das funktioniert, du Tollpatsch!“, knurrte sie immer noch etwas böse. „Ich weiß“, antwortete der junge Mann und sah ganz verlegen zum Boden.

„Wie heißt du eigentlich?“, fragte Gerda.

„Joseph“, erwiderte der verunsicherte Mann.

Und in diesem Moment rührten sich die Schmetterlinge wieder in Gerdas Bauch und sie verzieh ihm. „Dann wollen wir mal einen echten Zaubertrank der Heilung machen. Gemeinsam.“

Da hob Joseph den Kopf und sah ihr ganz glücklich in die Augen. Und dann arbeiteten beide die ganze Nacht durch und am nächsten Tag war der Zaubertrank fertig. Er eilte damit zu seiner Schwester hinüber und nach kurzer Zeit kam er zurückgelaufen und rief: „Es hat funktioniert! Sie ist wieder gesund!“ Und umarmte Gerda. Ein klein wenig zu lange und ein klein wenig zu fest. Als er sie losließ, trafen sich ihre Blicke und es war ihm, als würde es ein wenig in seinem Bauch kribbeln.

„Wollen wir in ein schönes Café gehen?“, schlug er vor. Gerda freute sich und sagte: „Ja.“ Und es war nicht das letzte „Ja“, das Gerda zu dem jungen Mann sagte, denn ein Jahr später heirateten sie. Aber zuvor ging sie noch zum Zahnarzt und ließ sich ihre Zähne richten. Den Schlüssel zur Hexenkammer aber gibt es heute noch.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern des  
Theoretischen Lyzeums Apáczai Csere János in Klausenburg/Cluj, Oktober 2017*

## Die Tänzerin, die Polizist wurde

Es war im Jahr 1911 – und wie Ihr alle wisst, stand damals noch ungefähr die halbe Stadtmauer von Klausenburg. Durch eben jene Stadtmauer kam an einem verregneten Herbsttag ein Reisender auf seinem Pferd geritten. Die Hufen klapperten auf dem grauen Stein der Mauer und das Tier schnaubte von der langen Reise. Seine braunen Haare hatte er zu einem Zopf zusammengebunden – Georg, so hieß er, war von schöner und hoher Gestalt.

Um sich etwas abzulenken, zog er seine Flöte aus der Satteltasche und begann zu spielen: lustige, österreichische Volkslieder – denn er kam aus Österreich.

Trotz der fröhlichen Lieder merkte man eine gewisse Unruhe in ihm – er sah sich immer wieder unruhig nach allen Seiten um. Ob sie ihm bis nach Klausenburg gefolgt waren? Für diese Kleinigkeit? Einen einfachen Scherz über den Kaiser hatte er gemacht und schon musste er Haus und Hof verlassen, sonst hätten sie ihn in den Kerker geworfen. Seine tiefen blauen Augen wanderten wieder über die Straßen. Und da sah er sie: die österreichische Polizei. Der Gendarm hatte ihn noch nicht bemerkt, doch sofort verstummte sein Flötenspiel und Georg verschwand mit seinem Pferd von der Stadtmauer hinein in eine Seitengasse und wartete bis zum Abend.

Er war so weit geritten – bis nach Klausenburg. Dabei wollte er nur ein ganz normales Leben. Ein Haus, eine Arbeit. Wie jeder andere Mensch auch. Doch die österreichische Gendarmerie ließ einfach nicht locker. Egal, wohin er kam, überall hingen Fahndungsfotos von ihm. Sogar ein Kopfgeld hatten sie auf ihn ausgesetzt. Wegen eines einfachen Scherzes.

Georg aber war in seinem Leben schon viel gereist und hatte ein paar kleine Schätze in seiner Tasche. Er hatte einst einem Kaufmann einen Schlüssel abkaufen können, der jede Tür und jedes Schloss öffnete – zudem hatte er eine Maultrommel dabei, die alle Geräusche abdämpfte, so dass man nichts hören konnte.

Als es dunkel war, wagte er sich wieder aus seinem Versteck. Er spielte seine Maultrommel, damit weder er noch die Hufen seines Pferdes gehört werden konnten. Immer wieder sah er Plakate mit seinem Foto und der Aufforderung an alle Bürger, ihn sofort auszuliefern, sollte ihn jemand sehen.

So ging er durch die leeren Straßen von Klausenburg und hinter einer Kneipe machte er Halt. Gerade in diesem Augenblick kam aus der Hintertür der Wirt getreten und sah ihm direkt ins Gesicht.

„Hey, du, dich kenn ich doch!“, sprach der Wirt. Georg wurde blass im Gesicht. „Du bist doch der mit der Majestätsbeleidigung!“, sprach der Wirt weiter und kam auf ihn zu.

„Recht hast du, Bursche! Ich kann den Kaiser auch nicht leiden. Komm mit – ich versteck dich bei mir. Wir müssen zusammenhalten.“

Georg fiel ein Stein vom Herzen, als er das hörte. Sie führten sein Pferd in einen kleinen Stall und versorgten es. Dann gingen sie in die Küche hinein und tranken zusammen ein Bier und Georg musste alles erzählen, was er in den letzten Wochen seiner Verfolgung erlebt hatte.

Als er fertig war, schüttelte der Wirt den Kopf und meinte: „Junge, du bleibst erst einmal hier bei uns. Und ich habe auch schon eine Idee, wie dich niemand erkennen wird: Du bist unsere neue Tänzerin. Dann kommt auch ein bisschen Stimmung in meine Kneipe.“

Georg wollte erst nicht, doch da halfen keine Argumente und keine Bedenken. Er musste sich die Damenkleider anziehen und die Töchter des Wirts machten aus Georg eine hübsche Tänzerin. Vielleicht ungewöhnlich groß und etwas wackelig auf den hohen Schuhen, aber das störte die Herren in der Kneipe nicht. Von nun an trat er jeden Abend auf und tanzte. Anfangs noch etwas hölzern, doch mit der Zeit wurde er immer besser. Und der Wirt passte auf, dass er von keinem der Gäste angesprochen wurde – so war die Tarnung perfekt.

Eines Abends kam der Gendarm mit seinen anderen Wachen in die Kneipe, alle tranken viel Bier. Betrunkener und forsch ging der Gendarm zu Georg hin und wollte mit ihm tanzen. Es entstand ein Handgemenge und plötzlich verrutschte das Kleid von Georg, sodass man seine Brusthaare sehen konnte. Der Gendarm war mit einem Mal nüchtern. Er packte ihn, zog ihn zu sich heran und erkannte ihn.

„Ja, ist das denn wahr?“, brüllte er durch die ganze Kneipe. Sofort nahm man den Flüchtigen fest und brachte ihn in den Kerker.

Da saß Georg nun und überlegte. Nach einer Weile fiel ihm ein, dass er ja seine Maultrommel und seinen Schlüssel in einer Innentasche seines Kleides hatte. Nun konnte er getrost hinaus. Mit dem Schlüssel sperrte er alle Türen und Schlösser auf, während er auf der Maultrommel spielte, damit niemand seine Schritte hören konnte.

Dann eilte er zu seinem Freund, dem Wirt, und hängte seinen Zauberschlüssel an dessen Tür – mit einem Zettel, auf dem stand: „Als Dank für deine große Hilfe – er wird dir alle Schlösser öffnen.“ Dann nahm er sein Pferd aus dem Stall und ritt davon.

Vor der Stadt angekommen, fasste er einen Entschluss: „Es reicht! Mir gefällt es in Klausenburg – und hier werde ich auch bleiben.“ Er verkaufte sein Pferd und seine Kleider. Er schnitt sich seine langen Haare ab und zog sich neue Kleider an. Er war jetzt ein neuer Mensch und lebte von nun an in Klausenburg. Keiner erkannte ihn. Und so bewarb er sich eines Tages um einen Posten bei der Polizei. Ihr werdet es kaum glauben: Er machte sogar Karriere, denn mit der Maultrommel konnte er sich ungehört an jeden Verbrecher heranschleichen, und wurde so ein erfolgreicher Polizist. Bald schon reichte das Geld für eine schöne Wohnung. Und wenn er nicht gestorben ist, lebt er noch immer in seinem neuen Zuhause in Klausenburg.

*Erfunden von Studierenden, Doktorandinnen, Lehrerinnen und Dozentinnen  
am Department für deutsche Sprache und Literatur  
der Universität Babeş-Bolyai in Klausenburg/Cluj, Oktober 2017*

## **Mediasch/Mediaş**

### **Das Gefängnis im Ring**

Unsere Geschichte führt uns ins Mediasch des 17. Jahrhunderts. Damals sah es hier ganz anders aus. In den Gassen standen viele kleine, strohgedeckte Häuser. Es gab nur wenige große Gebäude aus Stein – das waren meist Gasthäuser, wo reisende Händler eine Unterkunft finden konnten. Das Kastell gab es auch damals schon – und über die Kokel führte eine steinerne Brücke. Es gab damals noch keine großen Supermärkte,

sondern viele kleine Geschäfte – eine Bäckerei, eine Metzgerei und verschiedene Handwerksbetriebe. Auf den Straßen unterhielten Musikanten die Menschen. Durch die Musik vergaßen sie die Rattenplage, die es damals auch immer wieder gab. Mit Liedern ließ sich auch der Gestank besser verkraften, denn es gab noch keine Kanalisation.

Ihr müsst wissen, dass es damals noch magische Wesen in Mediasch gab. Die lebten dort zusammen mit den Menschen. Manche, wie die Hexen und Zauberer, gaben sich nicht jedem zu erkennen und andere waren unübersehbar, wie die bösen Riesen, die im Kastell wohnten.

Die rennenden Pilze waren damals eine weitere Besonderheit in Mediasch. Sie waren so schnell, dass keiner sie fangen konnte, aber wenn sie wollten, fügten sie sich selbst zu einer Hundehütte für ein bedürftiges Tier zusammen.

Zu dieser Zeit lebten Leni und Ben in Mediasch. Sie waren beide 13 Jahre alt und schon von Kindesbeinen an gute Freunde.

Eines Tages geschah etwas Schreckliches. Lenis und Bens Eltern waren plötzlich verschwunden. Die beiden befürchteten, dass sie von einigen bösen Hexen ermordet worden waren, denn es fehlte jede Spur von ihnen. Lediglich der Ring von Lenis Mutter lag in ihrem bescheidenen Häuschen auf dem Fußboden. Die beiden Kinder trauerten sehr, doch bald verwandelte sich die Trauer in Zorn, und sie schworen den Hexen bittere Rache.

Leni ging mit dem Ring ihrer Mutter zu einer guten Hexe, die sie schon lange kannte und der sie vertraute, denn sie wollte in Erfahrung bringen, was es damit auf sich hatte.

Die Hexe sah sich den Ring aufmerksam von allen Seiten an. Schließlich sagte sie: „Leni, ich spüre, dass von dem Ring eine starke Magie ausgeht. Ich bin mir sicher, dass eure Eltern nicht tot sind, sondern dass sie von den Hexen in den Ring hinein gezaubert wurden. Es gibt einen Zaubertrank, mit dem ihr sie wieder daraus befreien könnt, aber leider sind die Zutaten dafür sehr schwer zu beschaffen.“

Leni spürte endlich wieder etwas Hoffnung in sich aufsteigen und rief: „Ganz egal, was wir für den Zaubertrank brauchen, wir werden es beschaffen und unsere Eltern befreien! Sag mir nur, was wir machen sollen!“

Und so verriet die Hexe ihr die Zutaten für den Zaubertrank. Als Leni hörte, was sie alles herbeischaffen mussten, verlor sie beinahe den Mut. Doch als sie Ben alles erzählt hatte, sagte er entschlossen: „Ach Leni, verzage nicht! Gemeinsam werden wir es schaffen!“

Die erste Zutat für den Zaubertrank war einer der rennenden Pilze, die so schwer zu fangen waren. Ben erinnerte sich, dass ihm seine Mutter einmal erzählt hatte, dass sich die Pilze durch schönen Gesang anlocken ließen. Sogleich stimmte er mit Leni ein wunderschönes Lied an, und tatsächlich: Es dauerte nicht lange, da kamen aus der ganzen Stadt die Pilze herbei, versammelten sich um die beiden Kinder und lauschten andächtig. Langsam ließen Leni und Ben ihren Gesang in ein Schlaflied übergehen und ihr Plan ging auf: Ein Pilz nach dem anderen sank in einen tiefen Schlaf, so dass sie schließlich einen packen und ihn in einen Sack stecken konnten, wo der Pilz friedlich weiter schlummerte.

Die zweite Zutat sollten die Blütenblätter einer giftigen Blume sein, die im Garten eines Riesen im Inneren des Kastells wuchs. Da Leni und Ben im Vergleich zu dem Riesen winzig waren, konnten sie sich unbemerkt in das Haus des Riesen hineinschleichen. Dieser saß gerade beim Mittagessen und verschlang einen ganzen Ochsen und trank

dazu drei Fässer Wein. Heimlich mischten die beiden ihm eine große Portion Schlafmittel ins Essen und schon bald sank der dicke Kopf des Riesen auf die Tischplatte und er begann, laut zu schnarchen.

Nun konnten Ben und Leni in den Garten schleichen und unbemerkt einige Blütenblätter von der giftigen Blume abzupfen. Um sich vor dem gefährlichen Gift zu schützen, trugen sie dicke Lederhandschuhe.

Die dritte Zutat war besonders schwierig zu beschaffen. Es war ein Stück vom Horn des Teufels. Die Kinder wussten, dass der Teufel immer wieder in Mediasch unterwegs war, um arme Menschen zu einem Handel zu verleiten, bei dem sie ihm ihre Seelen versprechen mussten. Und tatsächlich entdeckten sie ihn bald auf dem Marktplatz.

Leni verwickelte den Teufel in ein Gespräch, während Ben ein Hufeisen über den Fuß des Teufels legte und es dann fest in die Erde steckte. Nun konnte der Teufel nicht mehr weglaufen, aber seine Arme und Hände konnte er noch bewegen. Vielleicht wisst ihr ja, dass der Teufel hinten am Rücken zwei offene Wunden hat, die nie richtig verheilen. Dort saßen früher seine Flügel, als er noch als Engel Luzifer im Himmel war. Gott hatte ihm seine Flügel amputiert, als er aus dem Himmel verstoßen worden war. In diese Wunden stach Ben mit zwei Messern, und nun konnte sich der Teufel für einige Minuten überhaupt nicht mehr bewegen. Ben trat zu ihm hin – und „Knacks“ hatte er auch schon ein kleines Stückchen von einem Teufelshorn abgebrochen. Dann spazierten Leni und Ben davon, während der Teufel tobte und schrie.

Nun fehlte nur noch eine Zutat. Dazu mussten sie weit hinauf ins Gebirge steigen. Sie brauchten nämlich noch einen einzigartigen Edelstein, der in einer Höhle von einem gefährlichen Drachen bewacht wurde. Der Edelstein wurde „Herz des Gebirges“ genannt und war groß wie ein Straußenei. Dort im Gebirge gab es auch viel Gold, welches der Drache gerne mit seinem Feuer schmolz, um ein Bad darin zu nehmen. Als der Drache gerade vergnügt in seinem flüssigen Gold badete und planschte, richtete Leni den magischen Ring ihrer Mutter auf das Gold, welches sofort erkaltete und fest wurde. Der Drache war nun in dem harten Gold gefangen und musste mit ansehen, wie die beiden Kinder seinen größten Schatz davontrugen.

Leni und Ben waren sehr glücklich, dass sie alle Zutaten für den Zaubertrank beschaffen konnten. Allerdings konnten sie ihn nicht selbst brauen, denn das vermochte nur die tanzende Schildkröte, die im Wald in einem versteckten See wohnte. So hatte es ihnen die gute Hexe erzählt.

Mit den ganzen Zutaten im Gepäck machten sie sich auf den Weg in den Wald, fanden den versteckten See und riefen laut nach der Schildkröte. Nach einer Weile steckte sie ihren Kopf aus dem Wasser. „Was wollt ihr?“, fragte sie mürrisch.

„Bitte, liebe Schildkröte, du musst den Zaubertrank für uns brauen, der unsere Eltern aus dem Ring herauszaubern kann!“

„Ach nein, dazu habe ich heute überhaupt keine Lust“, erwiderte die Schildkröte träge.

„Ach, bitte! Du bist die Einzige, die uns dabei helfen kann, unsere Eltern zu erlösen. Wir schenken dir auch ein wunderschönes Tanzkostüm. Stell dir mal vor, wie schön du dann aussehen wirst beim Tanzen!“

Die Schildkröte, die ziemlich eitel war, stimmte schließlich zu. Sie holte einen großen Kessel aus dem See herbei, gab alle Zutaten hinein, die die Kinder mitgebracht hatten und begann einen sonderbaren Tanz zu einer Musik, die nur sie hören konnte.

Es dauerte eine ganze Weile, aber dann zischte und brodelte es, und als sich das Gemisch im Kessel ein wenig beruhigt hatte, sahen die Kinder eine giftgrüne Flüssigkeit im Kessel kochen.

Leni holte den Ring aus der Tasche und warf ihn in den Trank hinein. Es gab einen lauten Knall, Rauch stieg auf, und als sie sich umblickten, standen ihre Eltern direkt neben ihnen. Lachend und weinend zugleich fielen sie sich in die Arme. Sie hatten aber nicht nur ihre Eltern aus dem Ring befreit, sondern noch viele andere Menschen, die die Hexen im Laufe der Zeit in den Ring verbannt hatten. Mit der Befreiung ihrer Opfer verloren die Hexen ihre Macht und ihre Zauberkraft.

Ben und Leni aber feierten zusammen mit ihren Eltern und allen anderen, die sie befreit hatten, ein riesengroßes Fest. Und von nun an lebten sie noch lange Zeit glücklich und zufrieden in Mediasch.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der Klasse 7b  
der Hermann-Oberth-Gymnasium in Mediasch/Mediaş, Oktober 2021*

## **Der Geschmack von Vaters Essen**

Im Mittelalter lebte in Rom ein armer Soldat namens Marcus. Marcus war blond, hatte grüne Augen und war leider nicht mit gutem Aussehen gesegnet. Dafür hatte er andere Qualitäten: Er war der schnellste Läufer in seinem Regiment, ein sehr guter Kämpfer und ein kluger Kopf. Darüber hinaus war er ein herausragender Koch und immer freundlich zu anderen. Er hatte das Herz auf dem rechten Fleck.

Marcus lebte mit seiner Frau und seinen drei Kindern, die er über alles liebte, in einem bescheidenen Häuschen. Obwohl er als Soldat nicht besonders viel verdiente, machte er seine Arbeit gerne und gab immer sein Bestes. Doch das nützte ihm alles nichts. Der König war nämlich ein furchtbar anspruchsvoller Mann. Ihm konnte man nichts recht machen. Und als Marcus einmal einen winzigen Fehler machte, schickte der König sofort seine Leibgarde in das kleine Häuschen und die Soldaten nahmen ihm und seiner Frau die Kinder weg – als Bestrafung für schlecht geleistete Dienste.

Die Kinder wurden in den Palast gebracht, mussten dort in der Küche arbeiten und jeden Tag für den König kochen.

Marcus war am Boden zerstört. Er vermisste seine Kinder so sehr, dass er immer trübsinniger wurde und seine Arbeit bald nicht mehr ausübte. So konnte es nicht weitergehen!

Marcus hatte von einem Geist gehört, der in den Wäldern außerhalb der Stadt hausen sollte und von dem man sich erzählte, dass er große Zauberkraft besitze. Also machte er sich eines Morgens auf den Weg in den Wald und bat den Geist um Hilfe. Dieser gab ihm einen Ring, der magische Kräfte besaß.

„Mit diesem Ring kannst du die Gestalt eines anderen Menschen annehmen und der andere wiederum wird aussehen wie du. Doch überlege dir gut, wie du den Ring einsetzen möchtest, denn er funktioniert nur ein einziges Mal, und der Rollentausch kann niemals wieder rückgängig gemacht werden!“, sprach der Geist.

Marcus bedankte sich und ging nach Hause. Schon auf dem Weg zurück in sein Häuschen begann er, zu überlegen. Er könnte einfach seine Kinder gegen drei andere austauschen, dann könnten sie weiter leben wie bisher und der König würde nichts bemerken.

Doch dann dachte er sich: „Ich könnte ja auch die Rolle mit dem König tauschen! Dann wäre ich der mächtigste Mann im Rom und wir könnten in großem Wohlstand leben. Meinen Kindern und meiner Frau wird es wohl nicht viel ausmachen, wenn ich aussehe wie der König, wenn sie dafür hier im Palast leben können und wir nie wieder mit leerem Magen ins Bett gehen müssen, weil das Geld mal wieder nicht reicht.“

Und weil Marcus das für einen guten Plan hielt, drehte er den magischen Ring und wünschte sich, die Gestalt des Königs anzunehmen. Ein dichter Nebel umgab ihn, es kribbelte in seinem ganzen Körper, und als sich der Nebel verflüchtigt hatte, befand sich Marcus in einem schönen Zimmer mit einem riesigen Himmelbett und weichen Teppichen auf dem Boden. Er sah an sich herunter und bemerkte, dass er prächtige Kleider trug und als er in den Spiegel schaute, blickte ihm das attraktive Gesicht des Königs entgegen. Der Tausch hatte tatsächlich geklappt!

Marcus freute sich, doch dann rümpfte er plötzlich die Nase, denn der Geruch nach verbranntem Essen zog ihm in die Nase. Marcus musste lächeln, denn er kannte ja die Kochkünste seiner Kinder, um die es nicht zum Besten bestellt war.

Sogleich ging er in die Küche. Die Kinder erschrakten, als plötzlich der König in der Tür stand und versteckten sich ängstlich.

„Kinder, kommt heraus! Ich bin es, euer Vater! Ihr braucht keine Angst zu haben!“

Doch die Kinder glaubten ihm kein Wort und dachten, der König wolle ein böses Spiel mit ihnen treiben. Marcus redete mit Engelszungen auf sie ein, doch die Kinder verkrochen sich in den hintersten Winkel der Küche.

Betrübt ging Marcus wieder in seine Gemächer. Was sollte er jetzt tun? Er war nun zwar ein mächtiger und reicher Mann, doch was nützte ihm das alles, wenn seine Kinder nichts mehr von ihm wissen wollten?

Da hatte er eine Idee!

Schnell lief er wieder in die Küche, band sich eine Schürze über sein königliches Gewand und begann, ein köstliches Mal zuzubereiten. Er wusste nur zu gut, was seine Kinder am liebsten aßen, und das kochte er. Neben den besten Zutaten aus der königlichen Vorratskammer gab er auch seine ganze Liebe in das Essen hinein.

Als den Kindern der köstliche Duft in die Nase stieg, kamen sie neugierig aus ihren Verstecken. Das roch doch genauso wie zu Hause!

Der „König“ setzte ihnen drei Teller vor. Und als sie den ersten Bissen zu sich genommen hatten, erkannten sie sogleich den unverwechselbaren Geschmack.

„So gut kocht nur einer: unser Papa!“, riefen sie und fielen dem „König“ in die Arme. Marcus drückte seine drei Kinder übergücklich an sich.

„Nun wollen wir aber noch eure Mutter in den Palast holen, dann sind wir endlich wieder alle zusammen!“, sagte Marcus.

Was Marcus' Frau zu seinem veränderten Aussehen gesagt hat, das können wir euch nicht sagen. Aber weil er im Herzen derselbe geblieben war, konnte sie damit bestimmt gut leben. Und so lebte die Familie lange Zeit glücklich und zufrieden.

Der König aber verbrachte den Rest seines Lebens als einfacher Soldat in dem kleinen Häuschen. Ob er dadurch ein besserer Mensch geworden ist? Nun, das ist eine andere Geschichte.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der 8. Klasse  
der Hermann-Oberth-Gymnasium in Mediasch/Mediaş, Oktober 2021*

## **Die Stierkämpferin und der Weihnachtsmann**

Unsere Geschichte spielt im mittelalterlichen Barcelona. In den Straßen der Stadt herrschte auch damals schon reges Treiben. Kutschen fuhren durch die Gassen und man sah Ritter, die auf Pferden unterwegs waren. Die Menschen trugen ihre mittelalterliche Kleidung: Die Frauen waren in lange Gewänder gehüllt und die Männer hatten sich in enge Hosen gezwängt.

Was nur wenige wissen: Dort, wo heute die berühmte Stierkampfarena „La Monumental“ steht, gab es auch damals schon eine Arena, in der Stierkämpfe ausgetragen wurden. In dieser Arena treffen wir auf den Helden unserer Geschichte. Es ist der Weihnachtsmann. Vielleicht fragt Ihr Euch jetzt, was der Weihnachtsmann ausgerechnet in einer Stierkampfarena in Barcelona macht. Keine Sorge, das werdet Ihr erfahren! Aber lasst uns die Geschichte von Anfang an erzählen:

Es war mal wieder kurz vor Weihnachten. Doch in diesem Jahr lief es nicht gut für den Weihnachtsmann. Er war müde, ausgelaugt und hatte keine Lust mehr, in seinen Schlitten zu steigen, um die Geschenke zu verteilen.

„Jetzt reicht es!“, sagte der Weihnachtsmann zu den Elfen in der Weihnachtsfabrik, die wie jedes Jahr wunderschöne Spielsachen herstellten und alles in bunte Päckchen packten. „Ich suche mir einen Nachfolger und gehe in Rente!“

Ihr müsst wissen, dass der Weihnachtsmann einen magischen Ring besaß, der die Fähigkeit hatte, ihn zu demjenigen zu führen, den das Schicksal zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Er steckte sich den Ring an den Finger, der Diamant darauf begann, zu funkeln, und in dem Stein sah er die Stierkampfarena in Barcelona aufleuchten. Sofort stieg er in den Schlitten, stellte den Flugmodus ein und seine Rentiere erhoben sich mit dem Schlitten in die Lüfte und sausten in den Himmel Richtung Barcelona. Nach kurzer Zeit landete er etwas außerhalb der Stadt, versteckte den Schlitten, versorgte seine Tiere und machte sich zu Fuß auf den Weg zur Arena.

Je näher er dorthin kam, umso kräftiger leuchtete der Diamant auf dem Stein. Der Weihnachtsmann war sehr gespannt, zu wem ihn der Ring wohl führen würde.

In der Arena war gerade ein Stierkampf im Gange. Die Menge jubelte und klatschte begeistert. Der Ring an der Hand des Weihnachtsmanns begann plötzlich zu blinken und wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, lief der Weihnachtsmann an den Rand der Arena. Er konnte sich gerade noch festhalten, bevor ihn der Ring mitten in das Kampfgeschehen hineinzogen hätte. Alles deutete darauf hin, dass der Ring den Stierkämpfer ausgesucht hatte, der dort gerade todesmutig einem wütenden Stier das rote Tuch entgegenhielt. Doch was war das? Der Weihnachtsmann konnte seinen Augen nicht trauen: Das war gar kein Stierkämpfer, das war eine Stierkämpferin! Völlig verblüfft

verfolgte der Weihnachtsmann den Kampf, aus dem die Stierkämpferin schließlich als Siegerin hervorging.

Als er sich von seiner ersten Verwunderung erholt hatte, dachte er: „Warum nicht mal eine Weihnachtsfrau?“ Außerdem hatte der Ring ihn eindeutig zu ihr geführt. Also kämpfte er sich durch die Menge, bis er vor der Stierkämpferin stand.

Er erzählt ihr, dass das Schicksal sie auserwählt habe, seine Nachfolgerin zu werden. Zuerst zögerte die junge Frau, denn sie liebte es, Stierkämpferin zu sein. Schließlich willigte sie aber ein. Denn damals waren viele Menschen abergläubisch und dachten, dass man seinem Schicksal nicht entkommen kann. Er überreichte ihr feierlich den Ring: „Du bist ab heute die Weihnachtsfrau! Wenn es an der Zeit ist, wird dich dieser Ring einst zu deinem Nachfolger führen!“

Er führte sie vor die Stadt zu seinem Schlitten, um auch diesen an sie zu übergeben. Dort machten die beiden eine schreckliche Entdeckung: Die Rentiere waren verschwunden!

Im Schlitten fanden sie einen Brief vom Krampus: „Ich habe die Rentiere entführt, weil ich nie wieder Weihnachten feiern will!“, stand dort in krakeliger Schrift geschrieben. Als Kind hatte der Krampus nämlich nie Weihnachtsgeschenke bekommen. Darüber war er so verbittert, dass er Weihnachten abschaffen wollte. Der Weihnachtsmann war am Boden zerstört. Er liebte seine Rentiere über alles. Es wäre ihm ja schon schmerzlich gefallen, sie der Weihnachtsfrau zu überlassen, aber in Krampus' Händen wollte er sie auf keinen Fall lassen! Er ließ dem Krampus eine Nachricht zukommen, in der er ihm die Weihnachtsfrau im Tausch gegen die Rentiere anbot. Da der Krampus schon lange eine Haushaltshilfe suchte und gutes Personal schon damals schwer zu finden war, willigte er ein. Die Weihnachtsfrau musste nun bei ihm putzen und seine dreckigen Socken waschen. Der Weihnachtsmann bekam seine Rentiere zurück und war glücklich. Doch die Weihnachtsfrau war nicht umsonst eine mutige und erfolgreiche Stierkämpferin. Glaubt Ihr, dass sie sich das lange gefallen ließ? Sie forderte den Krampus zum Kampf heraus, schlug ihn bewusstlos und konnte fliehen. Vom Weihnachtsfrau-Sein hatte sie die Nase voll. Sie kehrte als Stierkämpferin in die Arena zurück. Den Ring behielt sie als Schmerzensgeld. Nun blieb dem Weihnachtsmann nichts anderes übrig, als weiterhin der Weihnachtsmann zu sein. Und weil die Stierkämpferin den Ring behalten hatte und er so keinen neuen Nachfolger finden konnte, macht er seine Arbeit bis auf den heutigen Tag.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der Klasse 7a  
der Hermann-Oberth-Gymnasium in Mediasch/Mediaş, Oktober 2021*

## **Großkarol/Carei**

### **Freundschaft**

Vor langer Zeit lebte im Märchenland ein Riese. Tobi, so hieß er, wohnte in einer Höhle, die mitten in einem dunklen, unheimlichen Zauberwald lag. Am liebsten trug Tobi eine blaue Hose und ein grünes Hemd – passend zu seinen blauen kurzen Haaren und zu

seinen grünen Augen. Leider konnte niemand im Zauberwald Tobis guten Geschmack bewundern, denn er lebte dort ganz allein. Nur die Tiere des Waldes leisteten ihm ab und zu Gesellschaft. Zwar konnte Tobi die Bären, Wölfe, Füchse, Eichhörnchen und Hasen gut leiden, aber er fühlte sich oft einsam und sehnte sich nach jemandem, mit dem er reden und lachen konnte. Deshalb war Tobi ein trauriger Riese.

Eines Tages war er so traurig, dass er dachte: „So kann es nicht weitergehen! Ich will in die Welt hinausziehen und mir einen Freund suchen!“ Er packte sich Proviant für seine Reise ein und marschierte los.

Plötzlich stolperte er über etwas. Als er genauer hinschaute, wunderte er sich sehr: Es war ein Fernglas. Tobi hielt es vor seine Augen und blickte hindurch. Die Eichhörnchen, die sich hoch oben zwischen den Blättern der Bäume versteckten, konnte er nun richtig gut sehen. Aber plötzlich zuckte er erschrocken zurück, denn er hatte noch etwas entdeckt. Überall im Zauberwald sah er Hexen! Große Hexen, kleine Hexen, dicke Hexen, dünne Hexen, aber etwas hatten sie alle gemeinsam: Sie schauten ihn sehr böse an! Kein Wunder, denn sie waren bisher unsichtbar gewesen und konnten sich nur gegenseitig sehen. Deshalb hatte Tobi auch nichts von ihnen gewusst.

Das Fernglas, das er gefunden hatte, war kein gewöhnliches: Es war ein magisches Fernglas, mit dem alle Hexen des Waldes für ihn sichtbar wurden. Tobi war sehr froh, dass er sie nun sehen konnte und ging ihnen schnell aus dem Weg.

Die Hexen waren von der Idee, dass Tobi sich einen Freund suchen wollte, gar nicht begeistert.

„Das dürfen wir nicht zulassen! Am Ende wird der Riese dann glücklich und fröhlich! Hier in unserem Zauberwald sind alle traurig und schlecht gelaunt, besonders wir, Hexen. Und so soll es auch bleiben“, sagte die Oberhexe.

Die Hexen beschlossen, eine hohe magische Wand zu zaubern, so dass Tobi den Zauberwald nicht verlassen konnte.

Als Tobi nun an den Rand des Zauberwalds kam, konnte er nicht mehr weitergehen. Er stieß gegen etwas. Der Weg war versperrt. Als Tobi durch sein magisches Fernglas schaute, sah er eine riesengroße Mauer. Wenn sie nur riesengroß gewesen wäre, hätte er als Riese darübersteigen können, aber sie war viel größer als er selbst.

„Das haben mir die Hexen eingebrockt!“, dachte er. „Was mache ich jetzt? Das ist ja völlig aussichtslos!“

Wie er so vor der Mauer stand und überlegte, hörte er plötzlich hinter sich ein lautes Fauchen. Er drehte sich um und sah ein großes, grünes Drachenmädchen vor sich stehen. Er erschrak zuerst ein wenig, aber er war ein mutiger Riese und außerdem schaute ihn das Drachenmädchen mit seinen schönen blauen Augen freundlich an.

„Wer bist du? Wo willst du hin?“, fragte ihn das Drachenmädchen neugierig.

„Ich heiße Tobi und ich wollte den Zauberwald verlassen, um einen Freund zu finden. Aber nun komme ich nicht über diese magische Wand, die die Hexen hingezaubert haben. Und wer bist du?“

„Ich heiße Viktoria“, erwiderte das Drachenmädchen, „und wenn du willst, kann ich dir helfen. Steig einfach auf meinen Rücken!“

Tobi überlegte nicht lange. Er schwang sich auf Viktorias Rücken und schon erhob sich das Drachenmädchen in die Luft und flog immer höher und höher. Schließlich waren sie weit oben im Himmel, dass sie die magische Wand hinter sich ließen.

„Juhuuuu! Geschafft!“, jubelte Tobi und genoss den Flug auf dem Drachenrücken. Viktoria und Tobi flogen über den Zauberwald hinweg. Und bald verließen sie das Märchenland und kamen in unserer Welt an. Sie flogen über Flüsse und Seen, über Felder und Dörfer, und sie sahen die Menschen, die klein wie Ameisen aussahen. Schließlich entdeckte Tobi in der Ferne ein Schloss.

„Das sieht aber schön aus! Bitte lande dort, Viktoria!“, rief er dem Drachenhmädchen zu. Viktoria flog auf das Schloss zu und setzte zur Landung an. Im Schlosspark, gut versteckt zwischen großen alten Bäumen, landeten sie auf dem Boden. Das Schloss war groß, es hatte viele Türme und eine graue Mauer. Es gefiel den beiden sehr. Auch der Schlosspark mit den vielen bunten Blumen beeindruckte die beiden. Bei dem herrlichen Wetter – die Sonne schien und nur ein paar Schäfchenwolken waren am Himmel – beschlossen die beiden, eine Runde zu drehen.

Und jetzt ratet mal, wo Tobi und Viktoria gelandet waren? Ja, genau, im Schloss in Großkarol!

Dort lebten zu dieser Zeit ein König und eine Königin mit ihrer Tochter Bobi. Bobi war keine gewöhnliche Prinzessin. Sie hatte lange orangefarbene Haare und trug am liebsten einen roten Minirock und ein blaues Jäckchen. Sie war eine Frohnatur und lachte viel und gerne. Oft ging sie mit ihrem großen Hund Thor und ihrer kleinen Katze Karamell im Schlosspark spazieren. Und das tat sie auch in dem Moment, in dem sich Tobi und Viktoria im Schlosspark umsahen. Hinter einem Baum versteckt, beobachtete Tobi die Prinzessin.

„Ist die hübsch!“, flüsterte Tobi Viktoria zu. Für ein Menschenmädchen war Bobi sehr groß. Und ihre bunten Kleider – die mochte Tobi auf Anhieb. Als er sie plötzlich lachen hörte, war es um ihn geschehen: Er fühlte sich pudelwohl und war kein bisschen mehr traurig. Und da nahm er seinen ganzen Mut zusammen, trat hinter dem Baum hervor und sagte: „Hallo!“

Bobi war eine mutige Prinzessin – sie erschrak nicht im Geringsten, als sie den Riesen und das Drachenhmädchen erblickte.

„Wer seid ihr denn?“, fragte sie verwundert.

Da erzählte Tobi ihr die ganze Geschichte und am Schluss fragte er sie: „Wollen wir Freunde sein?“ Bobi freute sich sehr und sagte sofort: „Ja!“ Denn mit ihrem Vater, dem alten König, und ihrer Mutter, der vornehmen Königin, war es ziemlich langweilig im Schloss. Tobi lud Bobi zu einem Rundflug auf Viktorias Rücken ein und schnell wie der Wind flogen sie über Großkarol hinweg. Sie sahen von oben die Schule und die Kinder auf dem Pausenhof und drehten ein paar Runden um den Kirchturm.

Als sie wieder landeten, waren sie sich alle drei einig, dass sie Freunde sein wollten. Bobi wollte gerne mit Viktoria zu Tobi in den Zauberwald ziehen, aber dort lauerte große Gefahr! Die unsichtbaren Hexen würden Tobis Glück nicht zulassen.

„Ich habe eine Idee!“, rief Bobi voller Freude. „Von meiner Urgroßmutter habe ich einen magischen Tortenheber geerbt. Wenn jemand ein Tortenstück isst, das mit diesem Tortenheber auf seinen Teller gelegt worden ist, verliert er seine böse Zauberkraft und wird ein ganz normaler Mensch. Jetzt brauchen wir nur noch eine Torte. Kann jemand von euch backen?“

Tobi schüttelte verlegen den Kopf, aber Viktoria rief: „Klar kann ich backen!“, und machte sich sofort auf den Weg in die Schlossküche. Der französische Koch des Königs verließ

die Küche fluchtartig, als plötzlich ein Drachmädchen in der Küchentür stand. So konnte Viktoria in aller Ruhe eine herrliche Torte backen. Das wurde die leckerste Torte, die es je auf Erden gegeben hatte – mit Erdbeeren, Bananen, Äpfeln, Birnen, Schokolade, Sahnecreme und obendrauf mit bunten Streuseln.

Sie packten die Torte zusammen mit dem magischen Tortenheber vorsichtig in einen Karton und ließen das Paket per Express direkt in den Zauberwald zum Haus der Oberhexe liefern.

Die Oberhexe wunderte sich, denn sie bekam nicht oft Pakete. Der Zauberwald war so abgelegen, dass die üblichen Lieferdienste gar nicht bis dorthin kamen. Umso mehr freute sie sich, als sie die Torte sah.

„Welch ein entzückender Tortenheber!“, sagte sie und schaute sich um, denn sie hätte die Torte am liebsten allein aufgegessen. Doch die Kunde vom Paket hatte sich in Windeseile unter den Hexen herumgesprochen. So standen bald alle vor der Torte und wollten ein Stück kosten. Die Oberhexe nahm den magischen Tortenheber und tat jeder Hexe ein Stück auf den Teller. Für sich selbst hob sie das größte Stück auf. Und dann mampften und schmatzten die Hexen, bis sie satt waren. Es dauerte eine Weile, bis die Hexen merkten, dass sie nicht mehr unsichtbar waren und nicht mehr zaubern konnten. Da sie ganz normale Menschen geworden waren, beschlossen sie, in die Menschenwelt zu ziehen. Und was glaubt Ihr, wo sie hingezogen sind? Nach Großkarol! Es kann sein, dass ihr hier und dort eine Nachfahrin dieser Hexen begegnet, wenn ihr in Großkarol unterwegs seid. Aber keine Angst: Mit dem Zaubern ist es ein für alle Mal vorbei! Tobi, Bobi und Viktoria gründeten eine Wohngemeinschaft im Zauberwald und waren ihr Leben lang beste Freunde. Tobi war nicht mehr traurig. Und als die Bäume im Zauberwald merkten, dass das Lachen und das Glück in den Zauberwald gekommen waren, freuten sie sich und öffneten weit ihre Zweige, so dass die Sonne von nun an hell in den Zauberwald hineinschien. Und so ist es bis zum heutigen Tag geblieben.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der 4. Klasse  
der Allgemeinschule Nr. 1 in Großkarol/Carei, Oktober 2023*

## **Sathmar/Satu Mare**

### **Luffys Abenteuer**

Heute wollen wir Euch die Geschichte von dem Piraten Luffy erzählen. Er war noch ein ziemlich junger Pirat, gerade einmal 17 Jahre alt, aber er sah schon genau so aus, wie man sich einen Piraten vorstellt: mit Holzbein, Augenklappe und Hakenhand. Außerdem hatte er schwarze Haare und grüne Augen, und wenn die Sonne recht heiß vom Himmel brannte, vertauschte er seinen Piratenhut gerne gegen einen Strohhut mit breiter Krempe, damit er keinen Sonnenbrand auf seiner großen Nase bekam. Obwohl er als Pirat Leute ausraubte, war Luffy im Grunde ein netter Mensch. Der Schlauste war er nicht gerade, aber er hatte ein gutes Herz: Die Tiere, die mit ihm auf seinem Lieblingsschiff lebten, versorgte er gut und kümmerte sich liebevoll um sie. Insgesamt besaß Luffy drei Schiffe, aber meistens segelte er mit seinem Lieblingsschiff über die Meere. Wenn er besonders gute Laune hatte, sang er wilde Piratenlieder.

Mit ihm auf seinem Schiff lebten sein schwarzer Hund Josef, sein Papagei Luci und eine Maus namens Poco, die eine winzige Augenklappe und die gleiche Jacke und den gleichen Piratenhut trug wie Luffy – allerdings ein paar Nummern kleiner.

Das Schiff war sehr groß, und deshalb war Luffy sehr froh, dass er auch einen Lamborghini besaß, mit dem er schnell von einem Ende des Schiffes zum anderen fahren konnte.

Mit seinem Piratenleben war Luffy mehr als zufrieden. Dennoch gab es etwas, was er sich von Herzen wünschte: Er wollte die berühmte Schatzinsel One Piece finden und dort den Inselfchatz ausgraben. Doch wie sollte er die Insel nur finden? Die Insel war auf keiner Landkarte verzeichnet.

Als er eines Tages wieder einmal grübelte, wo er die Insel suchen könnte, fand er in einer alten, verstaubten Kiste, die noch von seinem Großvater stammte, einen sonderbaren Schlüssel, den er noch nie zuvor gesehen hatte. Der Schlüssel war alt und verrostet. Luffy hatte schon weit mit dem Arm ausgeholt, um ihn über Bord zu werfen, da bemerkte er auf einmal, dass der Schlüssel sich bewegte. Er zog Luffy mit aller Kraft in eine ganz bestimmte Richtung, so dass der junge Pirat sich anstrengen musste, den Schlüssel festzuhalten.

Da erinnerte er sich, dass ihm sein Großvater, als Luffy noch ein kleiner Junge war, eine Geschichte von einem magischen Schlüssel erzählt hatte. Der Großvater hatte damals behauptet, der Schlüssel sei ein Geschenk von einer Nixe, die er einst aus einem Fischernetz befreit habe. Dieser Schlüssel könne einem den Weg zu der geheimen Schatzinsel zeigen. Er würde sich wie eine Wünschelrute immer in die richtige Richtung drehen und so könne man die berühmte Schatzinsel finden. Luffy hatte immer gedacht, dass sein Großvater sich die Geschichte ausgedacht habe ...

Welch ein Glück, dass es den Schlüssel tatsächlich gab und dass er ihm nun die Richtung weisen konnte, in die er segeln musste!

Poco, die Maus, übernahm das Steuerrad und Luffy zeigte mit dem Schlüssel, wohin die Fahrt gehen sollte. Sie hatten schon eine weite Strecke zurückgelegt, als sich plötzlich ein Sturm zusammenbraute. Es regnete wie aus Kübeln und der Wind wurde immer stärker, bis sie sich schließlich mitten in einem Tornado befanden und ihr Schiff wie eine Nusschale auf den Wellen des Meeres hin- und hergeworfen wurde. Josef und Luci suchten unter Deck Schutz. Luffy und sein tapferer Freund Poco steuerten das Schiff sicher durch den Tornado. Endlich wurde das Meer wieder ruhiger und bald strahlte wieder die Sonne vom Himmel, als sei nichts geschehen.

Luci, der Papagei, der noch ein bisschen grün um den Schnabel war, hatte sich vom Schreck und seiner Seekrankheit erholt. Er war wieder an Deck und flatterte munter zum Aussichtskorb hinauf, um zu sehen, ob One Piece schon in Sicht war.

„He, Käpt’n!“, rief er plötzlich zu Luffy hinunter, „da schwimmen Planken von einem kaputten Schiff im Wasser und es sieht so aus, als ob sich ein paar Menschen daran festklammern. Das sind sicher Schiffbrüchige! Lass mal das Rettungsboot zu Wasser!“

Luffy ruderte schnell mit dem Rettungsboot in die Richtung, die Luci ihm gezeigt hatte, und tatsächlich konnte er eine komplette Familie aus dem Meer retten, deren Schiff im Sturm auf ein Riff aufgelaufen und komplett zerstört worden war. Mit letzter Kraft klammerten sie sich an den Planken ihres Schiffes fest und waren überglücklich, als Luffy sie mit dem Rettungsboot auf sein sicheres Schiff brachte.

Es stellte sich heraus, dass die Familie – Vater Hans, Mutter Andrea und die beiden Kinder Timmy und Bella – ebenfalls auf dem Weg zur Schatzinsel war. Vater Hans hatte nämlich beim Entrümpeln auf dem Dachboden eine Schatzkarte entdeckt, auf der die Insel abgebildet und ein dickes Kreuz eingezeichnet war. Dort musste der Schatz versteckt sein!

Nun gab es nicht nur einen Schlüssel, der ihnen den richtigen Weg wies, sondern auch noch eine Karte, auf der die Stelle markiert war, wo der Schatz vergraben war. Luffy und die Familie beschlossen, sich zusammenzuschließen, den Schatz gemeinsam auszugraben und ihn unter sich aufzuteilen.

Was Luffy aber nicht ahnte: Es war kein Zufall, dass er die Familie aus dem Wasser gefischt hatte! Das gehörte alles zu einem finsternen Plan, den ein Pirat namens James ausgeheckt hatte. Als Luffy und James Kinder waren, waren sie beste Freunde gewesen. Doch einmal hatte Luffy ein kunstvolles Bauwerk aus Legosteinen zerstört, das James gebaut hatte, und seitdem wollte sich James an ihm rächen. Luffy wusste nichts davon, dass sein ehemaliger Freund ebenfalls Pirat geworden war und Rachedgedanken hatte.

James hatte die hübsche Bella erpresst, indem er ihr androhte, ihre Familie zu zerstören, wenn sie sich nicht Luffys Vertrauen erschleichen würde, um mit ihm auf die Schatzinsel zu gelangen. Dort sollte sie Luffy zusammen mit Luci, der ebenfalls als Under-Cover-Agent für James arbeitete, austricksen, damit James den Schatz für sich haben konnte. Eine Gemeinheit!

Nach einer langen Reise kamen sie schließlich auf One Piece an. Mit Hilfe der Schatzkarte von Bella fanden sie den Platz, an dem der Schatz vergraben sein sollte. Mit vereinten Kräften konnten sie den Schatz ausgraben. Voller Spannung und Vorfreude öffnete Luffy die Schatzkiste, und Ihr glaubt es bestimmt nicht: Nichts, rein gar nichts war darin! Die Schatzkiste war leer. Nur auf dem Boden der Kiste lag eine weitere Schatzkarte. Dass die Schatzkarte von Bella eine Fälschung war, ahnte Luffy nicht im Geringsten.

James war Luffys Schiff heimlich gefolgt, denn nur Luffy besaß ja den magischen Schlüssel. Und während Luffy und seine ganze Mannschaft damit beschäftigt waren, die falsche Schatzkiste auszugraben, hatte James sich schon längst den richtigen Schatz geschnappt, der an einer ganz anderen Stelle vergraben war.

Doch der Zufall kam Luffy zu Hilfe. Er fand eine sonderbar aussehende lila Frucht auf dem Boden. Sie sah ausgesprochen lecker aus. Weil er vom Graben hungrig und durstig geworden war, verspeiste er die Frucht sofort. Und siehe da, im gleichen Augenblick wuchsen ihm lange Gummi-Arme! Während er sich noch darüber wunderte, bemerkte er James am Strand, der den richtigen Schatz gerade auf sein Schiff trug. Gerade noch rechtzeitig schleuderte er seine Gummi-Arme in Richtung James und konnte ihm den Schatz abnehmen. Aber wenn Ihr jetzt glaubt, dass er den Schatz für sich allein behalten hat, dann täuscht Ihr Euch. Luffy beschloss, endlich Frieden mit James zu schließen, und bot ihm an, den Schatz unter allen aufzuteilen, die bei diesem Abenteuer mitgemacht hatten. Schließlich war er ja schon reich genug: Er hatte drei Schiffe und einen Lamborghini! Auch Bella und Luci verzieh er den Verrat und am Ende wurden sie alle Freunde und teilten den Schatz gerecht unter sich auf.

„Das Wichtigste an der Schatzsuche war das Abenteuer!“, rief Luffy glücklich.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der 4. Klasse des Deutschen  
Theoretischen Lyzeum Johann Ettinger in Sathmar/Satu Mare, Oktober 2023*

## Der Wunsch um Sechs

Mitten im neuen Zentrum von Sathmar steht an einer Straßenecke ein Iglu. Falls Du es bisher nicht gesehen hast, bist Du wahrscheinlich immer in Eile oder hast andere Dinge im Kopf, wenn Du dort vorbeigehst. Die Leute, die in der Gegend wohnen, wissen, dass in diesem Iglu der Erfinder József wohnt. József sieht sehr ungewöhnlich aus. Mit seiner gelben, löchrigen Haut ähnelt er Spongebob und er trägt immer ein langes blau-gelbes Gewand. Aber weil József bereits 40 Jahre alt ist und seit seiner Geburt in Sathmar lebt, haben sich die Menschen inzwischen an sein Äußeres gewöhnt. Die einen halten ihn für einen sehr interessanten Mann, die anderen sagen, er sei verrückt. Denn József liebt es, Experimente mit Dynamit durchzuführen und einige seiner Nachbarn fürchten, dass er früher oder später das ganze Stadtviertel in die Luft sprengen wird.

Heute wollen wir Euch erzählen, wie József eines Tages seinen magischen Hut verlor und was alles passiert war, bis er ihn endlich wiederbekam.

Eines Morgens wachte József auf und merkte gleich, dass irgendetwas nicht stimmte. Nach dem Aufstehen setzte er immer gleich seinen magischen Hut auf. Der magische Hut war seine bisher beste Erfindung, denn er konnte Wünsche erfüllen. Doch heute lag der Hut nicht an seinem Platz. Aufgeregt suchte der Erfinder das ganze Iglu ab, doch der Hut war und blieb verschwunden. József war sehr unglücklich.

Da fiel ihm ein, dass sein Freund Patrick, der unter einem großen Stein in der Nähe des Feuerwehrturmes in Sathmar wohnte, eine magische Kugel besaß. In dieser würde er bestimmt sehen können, was mit seinem Hut passiert war. József ging schnurstracks zu Patrick.

Auch Patrick war eine eher ungewöhnliche Erscheinung. Er sah aus wie ein Stern. Ja, tatsächlich, er hatte einen Körper mit fünf Zacken! Und weil József und Patrick anders aussahen als alle anderen Wesen in Sathmar, hatten sie sich schon als Kinder gut verstanden und waren seither gute Freunde.

Als Patrick von seinem Freund erfuhr, was geschehen war, schaute er sofort in seine magische Kugel.

Und was glaubst Du wohl, wo er den Hut entdeckte?

In der Traumwelt! József musste am Abend zuvor vergessen haben, den Hut abzulegen und hatte den Hut anscheinend in der Traumwelt zurückgelassen. József war erleichtert. „Dann werde ich ihn heute Nacht, wenn ich schlafe, einfach wieder mitbringen!“, meinte er. Doch Patrick hatte Bedenken, ob das funktionieren würde.

„Weißt du, József, du kannst nur ins Traumland gelangen, wenn du schläfst. Und wenn du schläfst, denkst du ja nicht an deinen Hut! Außerdem glaube ich, dass man Dinge aus der Traumwelt nicht einfach so in unsere Welt mitnehmen kann. Aber warte mal, ich habe eine Idee!“

Patrick kramte eine Zeit lang in verschiedenen Kisten und Schachteln und kam schließlich mit einer Taschenuhr zurück.

„Was soll ich denn damit?“, fragte József enttäuscht.

„Das ist keine gewöhnliche Taschenuhr“, erwiderte Patrick. „Ich habe sie zufällig gefunden, als ich in der Erde gegraben habe, um eine schöne Blume neben meinen Stein

zu pflanzen. Es war auch eine Nachricht dabei ...“ Patrick suchte wieder eine ganze Weile, schließlich fand er das Stück Pergament, auf dem ein Text stand. Gemeinsam entzifferten ihn die Freunde. Auf dem uralten Papier stand geschrieben: „Diese Uhr kann einem Menschen einen einzigen Wunsch erfüllen, aber nur um sechs Uhr morgens. Wenn der Wunsch erfüllt ist, muss die Uhr an jemand anderen weitergegeben werden. Mein Wunsch ist bereits in Erfüllung gegangen. Deshalb vergrabe ich nun die Uhr an diesem Ort – in der Hoffnung, dass sie jemand findet, der auch einen dringlichen Wunsch hat.“ Unterschrieben war der Text mit „Herr Krebs, Pirat“.

„Das ist ja wunderbar!“, jubelte József. „Dann kann ich mir wünschen, dass ich meinen Hut aus dem Traumland mitnehmen darf! Jetzt muss ich nur noch ins Traumland kommen, ohne zu schlafen.“

Aber für einen so genialen Erfinder war das kein großes Problem. Es dauerte nicht lange, und József hatte einen Teleporter erfunden. Mit Hilfe seiner neuen Erfindung teleportierte er sich ins Traumland. Da er dort noch nie im wachen Zustand unterwegs gewesen war, kannte er sich überhaupt nicht aus. Während er noch überlegte, wie er nun vorgehen sollte, um seinen Hut wiederzufinden, hörte er plötzlich eine Stimme: „Hey, du da! Wer bist du denn? Ich habe dich hier noch nie gesehen!“ Der Erfinder blickte sich um und entdeckte ein Eichhörnchen, das es sich auf einem Baum in der Nähe gemütlich gemacht hatte. József fasste sofort Vertrauen zu dem niedlichen Tier und erzählte ihm sein ganzes Problem.

Das Eichhörnchen, das sich als Sandy vorstellte, bot József seine Hilfe an. Sandy war nämlich kein gewöhnliches Eichhörnchen. Sie hatte Zauberkunst und Astronomie studiert, sie war das klügste Eichhörnchen weit und breit. Mit Hilfe ihrer besonderen Fähigkeiten hatte Sandy schnell herausgefunden, dass der Drache Plankton den magischen Hut gefunden und behalten hatte. Er verwendete diesen als Fingerhut, weil er wunderbar auf seinen riesigen Krallendaumen passte. Da Plankton in seiner Freizeit gerne nähte, kam ihm dieser Fund gerade recht.

Sandy konnte József nicht nur den Weg zu Planktons Höhle zeigen, sondern fand auch heraus, dass der Drache den Hut zum Schlafen immer in sein rechtes Ohr steckte, damit er nicht verloren ging.

Heimlich beobachteten die beiden nun den Drachen in seiner Höhle. Sie konnten den Hut nur zurückholen, wenn der Drache schlief. Doch dem war nicht nach Schlafen zumute. Außerdem mussten die beiden sicher sein, dass Plankton so lange schlief, bis József mit dem Hut die Traumwelt verlassen hatte. Sandy wusste Rat. Sie braute ein Schlafpulver zusammen, das den stärksten Drachen umwerfen konnte, und tat das Mittel heimlich in den Minztee, den Plankton so gerne trank. Bald darauf war der Drache tief und fest eingeschlafen und schnarchte so laut, dass die Wände der Höhle bebten.

Vorsichtig schlich der Erfinder in die Höhle und zog seinen Hut aus dem Ohr des Drachens. Überglücklich setzte er ihn auf seinen Kopf. Dass der Hut nicht mehr ganz so sauber war wie vorher, machte ihm nichts aus. Er freute sich viel zu sehr, ihn wieder bei sich zu haben.

Als er einen Blick auf die Taschenuhr warf, sah er, dass es erst zwei Uhr nachts war. Da die Taschenuhr seinen Wunsch erst um sechs Uhr morgens erfüllen würde, musste er noch lange warten und durfte nicht einschlafen. Also spielte er mit Sandy Schach. Und da das Eichhörnchen eine würdige Gegnerin war, konnte er sich mühelos bis sechs Uhr wachhalten. Kurz vor sechs Uhr verabschiedete er sich von seiner kleinen Helferin und

bedankte sich von Herzen. Und um Punkt sechs Uhr sprach er seinen Wunsch aus: „Ich wünsche mir, dass wir, mein Hut und ich, auf der Stelle in meinem Iglu in Sathmar landen!“

Einen Moment lang drehte sich alles um den Erfinder, ihm wurde schwarz vor Augen. Als er wieder klarsehen konnte, befand er sich in seinem Iglu und sein Hut war immer noch auf seinem Kopf. Voller Freude lief József zu Patrick, der in seiner magischen Kugel alles mit angesehen hatte. Zusammen feierten sie den glücklichen Ausgang dieses Abenteuers.

Wenn Du Dich nun fragst, was aus der magischen Taschenuhr geworden ist, können wir Dir sagen, dass Patrick sie immer noch verwahrt und darauf wartet, dass einmal jemand kommt, der einen wirklich wichtigen Wunsch hat. Und wenn Du Dir etwas von ganzem Herzen wünschst, hast du vielleicht Glück, und er überlässt dir die Taschenuhr. Du musst nur den Stein neben dem Feuerwehrturm in Sathmar finden, unter dem Patrick wohnt.

*Erfunden von Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen, Mitglieder  
der Jugendorganisation „Gemeinsam“ in Sathmar/Satu Mare, Oktober 2023*

# Serbien

## Sombor

### Die Kaufmannstochter und die magische Zeitreiseuhr

Vor etwa 100 Jahren gab es in einer kleinen Stadt in der Wojwodina, in Sombor, einen ertragreichen Familienbetrieb – das Geschäft von Herrn Zvanović. Der geschickte Händler war verwitwet und hatte eine Tochter. Seine Anna Maria war eine der schönsten Frauen in der Stadt. Ihr braunes schulterlanges Haar und ihre grünen Augen waren bezaubernd. Zwar war die Kaufmannstochter erst 17 Jahre alt, doch half sie tagtäglich im Geschäft ihres Vaters aus, zumal er in letzter Zeit kränklich war. Anna Maria machte sich Sorgen, denn von Tag zu Tag wurde ihr Vater schwächer und schwächer. Als der Arzt kam, stellte er eine Lungenentzündung fest.

Der sehnlichste Wunsch von Herrn Zvanović war es, dass Maria einmal den Familienbetrieb übernehmen sollte. Da Anna Maria noch so jung war und er sie mit den Angelegenheiten des Geschäfts nicht vertraut gemacht hatte, belastete ihn sein Zustand sehr, doch zeigte er seine Angst nicht. Er nahm sich vor, Anna Maria zuliebe stark zu bleiben.

Eines Tages rief er seine Tochter zu sich: „Komm, mein Kindchen, ich muss dir etwas erzählen!“ Dabei wies er auf eine Kiste unter dem Schrank. „Nimm diese Kiste und öffne sie!“ Maria war überrascht. Sie hat bis dahin diese verborgene Kiste nicht gesehen. Woher kam sie? Langsam und mit großer Neugier machte sie die Kiste auf und fand darin eine alte goldene Taschenuhr.

„Diese Taschenuhr gehörte deiner Urgroßmutter“, erzählte der alte Kaufmann. „Dieses Erbstück hat magische Kräfte! An der Rückseite kannst du unser Familienwappen erkennen“, sagte der kranke Vater ganz leise. Nachdem er diese Worte ausgesprochen hatte, herrschte im Haus des Kaufmanns Totenstille. Man hörte nur noch das Zwitschern der Vögel draußen im Hof.

Anna Maria war sprachlos und suchte nach dem Wappen. Ja, tatsächlich, hier war sie, die kleine Gravur mit dem Kreis, in dessen Mitte zwei kleine Vögelchen zu sehen waren.

„Mit dieser Uhr kannst du in die Zukunft reisen“, sagte der Vater mit letzter Kraft und fiel ohnmächtig zur Seite, ohne Anna Maria tiefer in sein Geheimnis eingeweiht zu haben. Nun stand die Tochter ratlos da: „Oh, mein lieber Gott, was soll ich jetzt tun! Mein Vater wird sterben!“ Schnell wurde ihr klar: Wenn sie den Vater retten will, muss sie eine Reise in die Zukunft wagen, um ein Medikament für ihren sterbenden Vater zu finden. Ihren geheimen Wunsch, in der städtischen Schule als Lehrerin zu arbeiten und den Kindern Rechnen und Schreiben beizubringen, musste sie hintanstellen.

Die Nachbarin, die seit Urzeiten in der Nähe der Kaufmannfamilie wohnte und sich deren Geschäft zu eigen machen wollte, erfuhr, dass sich Anna Maria auf den Weg gemacht hatte, ein Heilmittel für ihren sterbenskranken Vater zu finden.

„Meine Pläne, das Geschäft des kranken Kaufmanns zu übernehmen sind dahin! Alles, was mein Herz begehrt, ist bedroht, sollte er wieder gesund werden!“, jammerte die

Nachbarin, die eigentlich eine böse Hexe war. Plötzlich fiel ihr ein Ring ein, den sie von einer Hexen-Ururahnin geerbt hatte. Darin sah sie einen Ausweg.

„Meine kleine Anna Maria, mal sehen, wie weit du kommst! Hahaha, hihhi, ich werde dir mit meinem Ring folgen!“ Und während sie das sagte, küsste sie ihren magischen Ring. Und schon war sie bei Anna Maria im Jahr 2020 in Sombor angekommen.

Die kluge Kaufmannstochter, die sich sogar in fremden Zeiten und an fremden Orten gut orientieren konnte, hatte in der Zwischenzeit das Medikament für ihren Vater gefunden: Penicillin hieß es. Nach den vielen Strapazen, die – wie Ihr alle wisst –solche Zeitreise immer mit sich bringt, ruhte sie sich auf einer Parkbank aus und bewunderte die farbenfrohen Blumenbeete von Sombor, dieser prächtigen, grünen Stadt. So, in Gedanken versunken, fand sie die Hexe. Das Erbstück des Kaufmanns, die magische Uhr, leuchtete ihr schon von weitem entgegen. Leichtfertigerweise hatte Anna Maria die Uhr neben sich auf die Parkbank gelegt. Mit einem Griff packte die habgierige Alte die Uhr: So eine kostbare Uhr würde ihr viel Geld einbringen, dachte sie und verschwand unbemerkt.

Als die Kaufmannstochter den Verlust ihrer Uhr bemerkte, weinte sie bitterlich. Sie weinte und weinte. Stundenlang. Plötzlich näherte sich ihr ein charmanter Soldat, der eine Uhr in der Hand hielt und damit spielte.

„Warum weinst du denn, schönes Mädchen?“

„Ich habe Uhr meines Vaters verloren. Die ist mir sehr viel wert!“ Und Anna Maria erzählte ihm die ganze Geschichte: von der Uhr, ihrer Reise – und dass ihr alter sterbenskranker Vater auf sie warten würde.

„Ich habe soeben beim Antiquitätenhändler eine Uhr gekauft. Vielleicht kann ich dir damit helfen? Vielleicht gehört sie sogar dir? Eine hässliche alte Frau hatte sie dort abgegeben.“

„Meine Uhr trägt auf der Rückseite ein Familienwappen“, sagte Anna Maria und wischte sich die Tränen von den Wangen.

Der Soldat schaute sich die Uhr genau an: „Schau, liebes Mädchen, hier ist ein Wappen! Zwei Vögelchen in einem Kreis!“ Überglücklich sprang Anna Maria von der Bank auf, schaute sich das eingravierte Wappen an und rief: „Das ist sie, die Uhr meines Vaters!“ Und der Soldat lachte und war so froh, das Mädchen so glücklich zu sehen: „Du sollst die Uhr wieder haben!“ Als der Soldat Anna Maria die Uhr überreichte, sahen sich die beiden tief in die Augen – und mit einem Mal hatten sie sich unsterblich ineinander verliebt.

Doch Anna Maria gemahnte die Pflicht: „Ich muss jetzt leider gehen, aber du musst wissen: Ich liebe dich!“

„Ich liebe dich auch! Wie können wir uns wiederfindet, wenn Du nun fortgehen musst?“, antwortete der Soldat. Nach kurzem Überlegen fiel ihm ein, dass der sicherste Ort für eine Uhr, die eine Zeitreise ermöglicht, die Kirche des Karmelitenklosters in Sombor ist. Das leuchtete Anna Maria sofort ein. Nachdem sie ihren Soldaten umarmt und geküsst hatte, ging sie dorthin, sprach den Namen ihrer Urgroßmutter aus und wurde just wieder in die Vergangenheit katapultiert.

In der Zwischenzeit war ihr Vater noch schwächer geworden und wartete sehnsüchtig auf seine Tochter. Als er sie sah, begrüßte er sie herzlich, die Worte nur noch leise

hauchend: „Anna Maria, mein liebes Kind, du bist zurückgekommen, du hast mich nicht vergessen. Wie ich auf dich gewartet habe!“

„Ach, Vater, ich habe gedacht, dass ich zu spät komme!“, sagte sie, umarmte ihren Vater und gab ihm sofort das Medikament, das sie für ihn mitgebracht hatte.

Von Tag zu Tag ging es dem Vater besser. Eines schönen Tages konnte er sich wieder mit Elan seinen Geschäften widmen. Und Anna Maria konnte ihren Traum erfüllen und Lehrerin werden. Was zu ihrem Glück fehlte, war nur noch ihr Soldat, den sie auf ihrer Zeitreise ins Jahr 2020 getroffen hatte.

Auch der Soldat sehnte sich sehr nach ihr und suchte das Versteck in der Karmelitenkirche auf, um mit der magischen Uhr zu Anna Maria in die Vergangenheit zu reisen. Er fand die Uhr mit den zwei Vögelchen genau an jenem Ort, an dem sie die Kaufmannstochter hinterlassen hatte – und er sprach den Namen der Urgroßmutter von Anna Maria aus. Und schwupps war er zwar immer noch in der Kirche, die er kannte, aber in einer anderen Zeit! Und wen sah er in der letzten Kirchenbank sitzen? Anna Maria, seine Liebste! Die beiden fielen sich in die Arme und heirateten auf der Stelle.

„Ich will zurück in meine Zeit! Ich will in die Vergangenheit reisen! Wer hat diesen verfluchten Ring gekauft?“, rief die Hexe und irrte in den Straßen Sombors herum. Die Leute aus dem Jahr 2020 verstanden nicht, warum und wie jemand zurück in die Vergangenheit reisen wollte, und dachten, diese alte, runzlige Person sei verrückt geworden. Sie riefen die Polizei. Und die habgierige Alte wurde in die Psychiatrie eingeliefert.

*Erfunden von Lehrerinnen und Erzieherinnen im  
Deutschen Humanitären Verein St. Gerhard in Sombor, Mai 2017*

## **Das Amulett**

In einem deutschen Dorf in Serbien vor 200 Jahren lebte einst ein junger Mann namens Bruno. Das Dorf war arm, Bruno war es auch. Doch war er immer guter Laune, sang fröhliche Lieder und war auch recht wissbegierig. Mit seinen 21 Jahren lernte er noch immer sehr gerne. Ihm stand die Welt offen: Er war klug, sportlich und konnte gut reiten. Mit seinen schönen grünen Augen und seinem braunen Haar sah er auch recht verführerisch aus.

In der Nähe des Dorfes gab es ein Schloss. Dort lebte eine Prinzessin. Sie war reich, aber einsam. Deshalb beschloss sie eines Tages, in einem schlichten schwarzen Kleid im Dorf spazieren zu gehen. Bruno sah sie, verliebte sich in sie und hätte das Mädchen in Schwarz vom Fleck geheiratet. Liebestoll, wie er war, fasste er Mut und näherte er sich dem Mädchen. Doch das erschrak und lief, so schnell es konnte, in den Wald, um zurück ins Schloss zu gelangen.

Bruno war enttäuscht, dass sich das Mädchen so sehr erschreckt hatte, aber er dachte: „Wer weiß, vielleicht ergibt sich ja bald eine andere Gelegenheit!“ Dass das Mädchen in Schwarz die Prinzessin aus dem Schloss war, ahnte er nicht im Geringsten. Was Bruno auch nicht wusste, obwohl er sich tagtäglich viel Wissen aneignete, war, dass das halbe Amulett, das er immer am Hals trug, magisch war. Er hatte es von einem Zauberer bekommen – dem hatte er einst ein schönes Lied gesungen und ihn damit beglückt.

Die Prinzessin – das könnt Ihr Euch ausmalen – besaß die andere Hälfte des Amuletts. Und die Legende besagt: Wenn die beiden Hälften zusammenkommen, würde dessen Träger ein Prinz werden. Aber auch das wusste der ansonsten sehr kluge Bruno nicht.

Brunos bester Freund war ein kleiner Vogel. Dieser hatte ihm verraten, dass das Mädchen in Schwarz, als es wieder mal durchs Dorf spazieren gegangen sei, Bruno singen gehört habe. Seither sei es in ihn verliebt. So kam Bruno auf die Idee, seinen Freund loszuschicken, um das Mädchen zu finden.

Der kleine Vogel zog los und zwitscherte unentwegt Brunos Lied. Als er übers Schloss flog und die Prinzessin das Lied hörte, erkannte sie es wieder. Aus Dankbarkeit gab sie dem Vogel ihren Ring. Der Vogel freute sich zwar über den Ring der unbekanntes schönen Prinzessin, aber am liebsten hätte er das Mädchen in Schwarz getroffen. Als der Vogel über den Wald zurück zu Bruno ins Dorf fliegen wollte, merkte er, dass er den Ring verloren hatte. Er kehrte traurig zur Prinzessin zurück und sagte ihr, was passiert war. Die Prinzessin entschied kurzerhand, überall Plakate mit dem Ring anbringen zu lassen. Wer den Ring fand, sollte von ihr einen stattlichen Finderlohn bekommen!

Als nun Bruno an einem dieser Plakate vorbeiging und den Ring sah, schrie er vor Freude auf: „Das ist ihr Ring!“ Den Ring hatte er an der Hand des Mädchens in Schwarz gesehen. Nun wusste er, wer das unbekanntes Mädchen war: die Prinzessin aus dem Schloss!

Im Wald zwischen Dorf und Schloss lebte zu jener Zeit ein schwarzer, Feuer speiender Drache, den jeder wegen seiner acht Köpfe fürchtete. Toto hieß er. Er liebte es, zu schlafen. Doch ab und zu streifte er auch durch den Wald. Bei einem seiner Streifzüge fand er den Ring der schönen Prinzessin und nahm ihn zu sich. Der kleine Vogel, der, seit er den Ring verloren hatte, unermüdlich über dem Wald kreiste, sah Toto eines Tages mit dem Ring. Schnell flog er zu seinem Freund Bruno und teilte ihm mit, in wessen Besitz sich der Ring befindet. Bruno konnte nichts mehr zurückhalten: Er besiegte seine Furcht und zog in den Wald, um mit dem Drachen zu kämpfen. Als sich Bruno der Drachenhöhle näherte, spuckte Toto eine Feuerkaskade nach der anderen. Furchterregend war das! Doch da geschah etwas Seltsames und Unerwartetes: Brunos Amulett wehrte das Feuer ab und lenkte es mit voller Wucht auf den Drachen zurück. Eine ohrenbetäubende Explosion folgte! Und Toto ging in Flammen auf. Bruno war überrascht, aber sehr glücklich: „Juchuuuuu, ich habe den Drachen besiegt!“ In Totos Höhle fand er den Ring, brachte ihn der Prinzessin aufs Schloss und sang dabei sein Lied.

„Hier ist dein Ring, du schönes Mädchen in Schwarz!“ Vor Freude umarmte sie Bruno und flüstert ihm ins Ohr: „Hab Dank! Doch noch viel mehr freue ich mich über dich und dein Lied! Seit ich es gehört habe, liebe ich dich von ganzem Herzen!“

Bruno drückte die Prinzessin fest an seine Brust: „Auch ich liebe dich, Mädchen in Schwarz!“ Und als sie sich so umarmten und zusammen Brunos Lied summten, trafen ihre beiden Amulett-Hälften aufeinander und vereinigten sich. Da verwandelte sich Bruno in einen Prinzen. Ihrer Hochzeit stand nun nichts mehr im Wege. Viele Jahre lebten sie glücklich zusammen.

*Erfunden von Kindern und Jugendlichen im  
Deutschen Humanitären Verein St. Gerhard in Sombor, Mai 2017*

## **Neusatz/Novi Sad**

### **Danke, Anna!**

An einem schönen Sommertag im Jahre 1922 lebte auf der Festung Peterwardein ein Dichter namens Moritz. Er war schon 55 Jahre alt und hatte sich auf das Verfassen von Liebesgedichten spezialisiert. Auch an diesem Sommertag stand er wieder in der Festung und rezitierte seine Gedichte. Seine Worte waren so warmherzig, traurig und schön, dass die Menschen gerührt stehen blieben und ihm lauschten. Jeder war zutiefst gerührt von seinen Versen.

Seine Gedichte waren wunderschön, aber melancholisch und traurig, denn Moritz war seit vielen Jahren in Anna verliebt. Ihr waren seine Gedichte gewidmet. Obzwar es Anna schmeichelte, von ihm umworben zu werden, erhörte sie ihn nicht. So ging das schon viele Jahre.

Eines Abends saß Moritz wieder in seinem Stübchen – eine richtige Wohnung konnte er sich nicht leisten – und arbeitete an seinen Gedichten. Da bemerkte er auf einmal, dass ein Schlüssel auf seinem Tisch lag. Er nahm ihn in die Hand und besah ihn sich von allen Seiten. Diesen Schlüssel hatte er noch nie gesehen. Wie kam er hierher?

Da sah Moritz, wie der Schlüssel anfang zu funkeln. Helle Strahlen umgaben ihn. So etwas hatte er noch nie gesehen. Er probierte ihn an seinen beiden Türen, doch der Schlüssel passte nicht.

„Warum ist dieser seltsame Schlüssel zu mir gekommen? Bin ich vielleicht berufen, das Rätsel zu lösen?“, fragte sich Moritz und beschloss, sich auf den Weg zu machen, um das Geheimnis des Schlüssels zu lüften.

Er holte seinen alten Rucksack hervor und packte eine große Flasche Wasser, Stifte und Papier zum Schreiben, einen Stadtplan von Neusatz, eine Laterne und ein kleines Büchlein, in dem ein Zauberwort stand: Anna. Dieses Wort, der Name seiner Geliebten, konnte ihn, wenn er es aussprach, alles vergessen lassen, was er auf einer Reise erleben würde, und ihn im Nu wieder in sein Stübchen zurückbringen. Es war eine gute Absicherung, sollte seine Reise zu gefährlich werden. Als er alles gepackt hatte, zog er los.

Es war mitten in der Nacht, als er aus der Festung bis nach Neusatz ging und überlegte, wo er denn seine Suche beginnen könnte. Er hatte seine Stadtkarte vor sich und seine Laterne leuchtete ihm den Weg. Da bemerkte er, dass er immer wieder auf das Zeichen eines Schlüssels stieß. Er entdeckte einen strahlenden Schlüssel auf einem Wirtshausschild, auf einer Flagge und auf einem Hauseingang. Was Moritz aber nicht wusste, war, dass er nicht allein war. In dieser Nacht verfolgte ihn Anna leise und unbemerkt. Sie wusste genau, was der Schlüssel konnte, wenn man ihn richtig einsetzte: Er machte den Menschen, der ihn besaß, frei von allen Bindungen und von allen traurigen Gefühlen. Doch das wollte sie auf keinen Fall, denn Moritz gehörte ihr! Er war ihr Eigentum und schon seit vielen Jahren konnte sie mit ihm machen, was sie wollte, und das sollte sich auf keinen Fall ändern. Sie wusste auch, wenn er ihren Namen aussprechen würde, würde er mit einem Mal alles vergessen und sie könnte den Schlüssel an sich nehmen. Dann würde alles beim Alten bleiben.

„Wenn ich ihn so sehr erschrecke, dass er nicht mehr klar denken kann, wird er meinen Namen aussprechen, und ich habe gewonnen!“, flüsterte sie zu sich selbst. Leise schlich sie hinter ihm her, dann bog sie bei einem Haus rechts ab und nahm eine kleine Abkürzung. Sie versteckte sich hinter einem Rosenstrauch und wartete, bis er kam. Von der Ferne hörte sie seine Schritte. Sie wartete noch ein wenig, bis er ganz nah war und dann sprang sie kreischend mit einem Satz hervor.

„Aaaaaaaa ...!“, schrie Moritz und hielt sich dann vor Schreck selbst den Mund zu, denn um ein Haar hätte er noch die Buchstaben „...nna!“ hinzugefügt. Doch er konnte sich noch rechtzeitig beherrschen. „Um Gottes willen! Was machst du denn um diese Uhrzeit allein in der Stadt? Du hast mich fast zu Tode erschreckt!“

Anna war sichtlich wütend, dass ihr Plan nicht aufgegangen war, und konnte sich nur schwer verstellen, um freundlich zu wirken: „Was ich in der Stadt mache? Die Frage ist doch eher, was du hier machst? Und überhaupt – kannst du nicht einmal mehr meinen Namen ganz aussprechen? Es ist, als würde er dir im Hals stecken bleiben.“

Moritz berichtete ihr über den Schlüssel – und dass er nun auf der Suche sei, was dieser aufschließen könne. Warum er ihren Namen nicht ausgesprochen habe, sagte er ihr allerdings nicht. Anna konnte den Blick von dem Schlüssel kaum abwenden. „Weißt du noch, wie oft du meinen Namen sagtest und meinstest, dass du mich liebst? Sag es doch noch einmal!“, flüsterte Anna, denn sie wollte unbedingt, dass er das Geschehene vergessen möge. Aber Moritz wurde nun doch misstrauisch und drückte den Schlüssel mit beiden Händen an seine Brust. Er lächelte verlegen und sagte nur: „Das weißt du doch.“

Als Moritz den Schlüssel an seine Brust drückte, hatte er, ohne es zu wissen den Ort gefunden, für den er gedacht war. Der Schlüssel wurde immer heller und seine Lichtstrahlen drangen tief in sein Herz hinein. Das wunderbare Licht machte ihn frei von allen Banden. Es machte ihn frei von dieser unglücklichen Liebe und von dem Schmerz, den er so lange empfunden hatte. Er sah Anna ins Gesicht und bemerkte, dass sie eine ganz gewöhnliche Frau war – weder schön noch hässlich. Er konnte sich beim besten Willen nicht mehr vorstellen, warum er so lange in dieser unglücklichen Liebe gefangen gewesen war. Plötzlich fühlte er sich völlig frei. Moritz begann zu lächeln.

„Danke, Anna!“, sagte er. Anna stand nun allein auf der Straße. Moritz war verschwunden. Auch der Schlüssel war weg. Anna tobte vor Wut, aber es hörte sie niemand.

Als Moritz eines Tages wieder auf seinem alten Stuhl am Schreibtisch saß, las er seine traurigen Liebesgedichte und schüttelte den Kopf: „Was für ein melancholisches Zeug! Jetzt ist es Zeit für etwas Humorvolles.“ Und er fing an, lustige Stücke zu schreiben, und wurde zum bekanntesten Comedian in ganz Serbien. Überall hörten ihm die Leute zu und ihr Herz wurde leicht und fröhlich.

*Erfunden von Germanistik-Studierenden (3. Jahrgang)  
der Universität Neusatz/Novi Sad, Oktober 2022*

## Die Verwandlung

Im 13. Jahrhundert lebte im Wald – um genau zu sein: im Frankenwald, der heute Fruška Gora heißt und in Serbien liegt – eine Hexe. Sie trug ein langes schwarzes Kleid und einen schwarzen spitzen Hut. Auf ihren großen Nase hatte sie eine auffällige Warze. Gelegentlich sprach sie mit Tieren und flog mit ihrem Besen durch die Lüfte. Eine Ziege, die bei ihr lebte, leistete ihr Gesellschaft.

An einem warmen, sonnigen Herbsttag war die Stimmung im Wald besonders. Die bunten Blätter der Bäume raschelten im Wind, aber sonst herrschte eine himmlische Ruhe. Herrlich! Gut gelaunt sammelte die Hexe Pilze, denn die schmeckten ihr besonders gut. Sorgfältig legte sie jeden einzelnen in ihren Korb. Plötzlich hörte sie ein unglaublich lautes Geschrei. Es kam aus der Richtung ihrer Hütte. Sofort lief sie zurück, um nachzuschauen, wer denn solch einen fürchterlichen Krach machte. Als sie angekommen war, konnte sie auf den ersten Blick niemanden sehen, die ohrenbetäubenden Laute jedoch noch deutlicher hören. Sie trat näher und näher. Ja, jetzt sah sie's! Da war etwas vor ihrer Tür: ein kleines Körbchen. Darin lag ein schreiendes Baby.

Die Hexe nahm das Kindchen heraus und wunderte sich sehr.

„Wer hat dich denn hierhergebracht? Bist du verloren gegangen?“ Natürlich konnte sie von dem Bündel keine Antwort erwarten, aber während sie zu ihm sprach, hatte es sich beruhigt. Seine großen Augen strahlten und es fing sogar an, das Gesichtchen zu einem Lächeln zu verziehen. Jetzt musste auch die Hexe lächeln. Wie lange schon hatte sie kein Menschenkind mehr im Arm gehabt! Und mit einem Mal dachte sie an ihre Vergangenheit: Vor vielen, vielen Jahren war sie eine wunderschöne Prinzessin gewesen, glücklich und zufrieden mit ihrem Leben, bis eines Tages eine böse Hexe aus Neid auf ihre Schönheit sie verzaubert hatte. Und just fiel es ihr ein, was die böse Alte einst gesagt hatte: „Du wirst so lange eine hässliche Hexe sein, bis es dir gelingt, ein verlorenes Kind zu seinen Eltern zurückzubringen!“

Die Hexe wusste: „Das ist meine Chance! Jetzt könnte ich endlich diesen bösen Zauber auflösen!“ In ihren Gedanken sah sie sich in ihrer alten Schönheit auf dem Schloss ihrer Eltern spazieren gehen. Sie stellte sich vor, wie sie elegante Kleider tragen und auf Bällen tanzen würde, wie alle Leute am Hof sie freundlich grüßen würden.

„Oh!“, seufzte die Hexe, „wie schön das doch wäre!“

Ihr Entschluss stand fest: Sie wollte, das Kind zu seinen Eltern zurückbringen. Dann würde für sie und für das Kind alles wieder gut werden.

Sie packte das Kindchen wieder ins Körbchen hinein, holte die Ziege aus dem Stall, denn die sollte dem Kind Milch geben, und stieg auf ihren Besen. Ihre Ziege nahm wie gewohnt hinter ihr Platz, und das Körbchen hielt sie ganz fest in ihrem Arm. Dann piffte sie so, wie nur sie es konnte – und schon eilte eine Eule herbei.

„Eule, liebe Freundin, sag mal, hast du jemanden gesehen, der das Kind hier bei mir abgelegt hat?“, fragte die Hexe. Die Eule nickte und meinte: „Ja, es war eine Gestalt in einem bodenlangen Mantel. Das Gesicht konnte ich nicht erkennen, aber die Gestalt hat sich in diese Richtung davongemacht.“ Und mit ihrem Schnabel wies die Eule der Hexe die Richtung.

Die Hexe bedankte sich – und schon erhob sich das Gespann in den Himmel! Es flog über den Frankenwald. Unten wechselten sich Bäume, Lichtungen, Wiesen ab. Die drei auf dem Besen waren fast schon einen ganzen Tag durch die Lüfte geflogen. Immer wieder hatte die Hexe die Tiere in der Wildnis um Hinweise gebeten. Doch hatte niemand etwas gesehen. Irgendwann – es war schon spät geworden – führte die Hexe den Besen nach unten, denn sie wollte etwas rasten. Sie suchte sich eine gemütliche Stelle auf einer Lichtung, machte ein kleines Feuer, molk die Ziege und fütterte das Kind. Danach holte sie ihren Proviant heraus. Wie sie so saß und aß, fiel ihr im Körbchen des Kindes ein kleines Kästchen auf, das sie noch nicht entdeckt hatte. Es war aus dunklem Holz und mit feinen Schnitzereien verziert. Neugierig nahm sie es heraus und besah es sich von allen Seiten. Vorsichtig öffnete sie das Kästchen.

„Vielleicht ist darin etwas, das mir hilft, die Eltern zu finden“, murmelte sie vor sich hin. Als sie ins Kästchen hineinsah, war es leer. Doch mit einem Mal überkam sie eine solche Liebe zu dem Kindchen, dass ihr die Tränen in den Augen standen. Eine große Mutterliebe war in diesem Kästchen verborgen gewesen und hatte sich ihrer bemächtigt. Der Mensch, der das Kind vor ihrer Hütte abgelegt hatte, wollte, dass das Kind von Herzen geliebt wird. So geschah es denn auch!

„Ein wunderbares Kind! Wie es lacht und wie es mich ansieht! Es ist, als würde mein Herz aufgehen. So etwas habe ich noch nie erlebt!“ Und die Hexe strahlte vor Freude. Doch dann runzelte sie die Stirn und überlegte: „Wenn ich es aber nicht zu seinen Eltern zurückbringe und es behalte, dann werde ich für immer eine hässliche Hexe bleiben! Was soll ich tun?“

So überlegte die Hexe die ganze Nacht. Plötzlich durchfuhr sie ein Gedanke wie ein Blitzschlag: „Wenn der Mensch, der das Kind bei mir abgelegt hat, ein Kästchen hinterließ, das solch einen Liebeszauber entfalten konnte, dann wollte er bestimmt, dass ich das Kind in Obhut nehme. Vielleicht leben die Eltern nicht mehr? Oder es gab ein anderes Unglück? Ein Kind wird doch nur in absoluten Notfällen weggegeben!“ Sie stand auf und ging zu dem Kind und sprach: „Weißt du was, mein Kleines? Du bleibst jetzt bei mir. Dann soll es so sein – ich bleibe eine Hexe und werde keine Prinzessin mehr. Wenn du deine Eltern eines Tages findest, dann kannst du gerne wieder zu ihnen gehen, wenn du magst.“

Sie packte das Körbchen mit dem Kind, stieg auf den Besen, die Ziege sprang hinten auf und alle drei flogen wieder zurück. Als sie angekommen waren, da verwandelte sich vor ihren Augen die unscheinbare Hexenhütte in ein stattliches großes Haus. Die Ziege und die Hexe sahen sich verwundert an. Sie gingen in das Haus hinein. Dort hing ein großer Spiegel. Die Hexe sah hinein.

„Bin ich das wirklich?“, fragte sie, denn im Spiegel erblickte sie eine wunderschöne junge Frau in einem prächtigen Kleid. Und als sie sich im Haus umsah, entdeckte sie lauter Säckchen mit Gold und Silber. Auch ihre Speisekammer war voller köstlicher Speisen. – Die langersehnte Verwandlung war eingetreten! Denn sie hatte das Kind in Liebe angenommen und ihr eigenes Glück hintangestellt. Ob sie später mit dem Kind wieder zurück in ihr Heimatschloss ging, wissen wir nicht, aber das Kästchen, in dem der wundersame Liebeszauber verborgen war, das gibt es heute noch.

*Erfunden von Germanistik-Studierenden (4. Jahrgang)  
der Universität Neusatz/Novi Sad, Oktober 2022*

## Zlato Moje – Mein Schatz

Es war im Jahr 1990 in Novi Sad. Im Viertel Liman 3 lebte in einem Atomkeller in der Balzac Straße ein Zwerg. Er hieß Ivan. Natürlich ist diese Gegend etwas ungewöhnlich für einen Zwerg, aber Ivan mochte es hier. Die Donau und ein großer Park mit vielen Bäumen waren in der Nähe, einige wenige Geschäfte und ein Fußballplatz ebenfalls. Er bewunderte die Fußballmannschaften und genoss es, am Wasser entlangzugehen und frische Luft zu schnappen. Ivan lebte gern in seinem Viertel.

Er war für einen Zwerg gar nicht so klein, denn er war immerhin fünfzig Zentimeter groß, hatte meist einen grünen Overall an und ein richtig cooles Käppi auf, das seine struppigen roten Haare verdeckte. Die Musik war sein Leben. Ivan konnte wunderbar singen, die besten Breakdance-Sprünge machen und sein Spagat war perfekt.

Als im vergangenen Jahr der European Song Contest in Zagreb stattgefunden hatte, war Ivan live dabei. Das Spektakel hatte ihm imponiert. Die Sängerinnen und Sänger hatten ihn schwer beeindruckt. Und er beschloss: „Das nächste Mal bin ich dabei! Gleich morgen werde ich anfangen, zu üben!“

Das tat er! Er sang jeden Tag – und er komponierte sogar einen neuen Song: „Zlato Moje“. Dann kaufte er sich ein glitzerndes Kostüm und probte verschiedene Tanzeinlagen. Als es so weit war, meldete er sich zum Auswahlverfahren an. Und kaum zu glauben: Er gewann die Vorrunden und durfte auf dem nächsten European Song Contest sein Land vertreten. War das eine Freude!

Mit all den Vorbereitungen war das Jahr wie im Flug vergangen. Nun traf Ivan die Vorbereitungen für seine Reise in die Hauptstadt Italiens, nach Rom, denn dort sollte diesmal der European Song Contest stattfinden. Er packte sein Glitzerkostüm ein, etwas Proviant, Schnaps und einen Zauberring. In der Fremde würde der Ring bestimmt hilfreich sein: Wenn Ivan ihn an seinem Finger drehte, konnte er sich einen Gegenstand wünschen. Doch das war nur drei Mal möglich.

Jetzt musste er nur noch seine Sieben-Meilen-Stiefel, die er in seinem Atomkeller versteckt hielt, hervorholen. Es mag etwas ungewöhnlich klingen, dass ein Zwerg mit solchen Stiefeln laufen kann, aber für Ivan, der den Spagat so gut machen konnte, war das kein Problem. Und mit den Stiefeln war er im Nu in der Ewigen Stadt.

Stellt Euch vor: Rom im Mai! Und es war Mai! Traumhaft! Ivan ging zum Trevi-Brunnen, roch das leckere Essen, das ringsherum serviert wurde, gab sich den Mandolinenklingen hin und erfreute sich an den verliebten Pärchen, die an ihm vorbei flanierten. Er fühlte sich prächtig!

Was er in seinem Überschwang nicht bemerkt hatte, war, dass er auf leisen Sohlen verfolgt wurde. Jemand in Rom wollte diesen preisverdächtigen Zwerg loswerden. Es war Linda, eine anderthalb Meter große Drachendame. Sie sollte auf dem Wettbewerb Italien vertreten und wollte unbedingt gewinnen.

Linda war eine Schönheit – eine Drachendame, wie es sie selten gibt: Sie hatte eine glatte pinke Haut, lange Wimpern, sagenhaft grüne Augen und einen gekonnt hochgesteckten blonden Dutt. An ihrem Hals glitzerte eine zauberhafte Halskette mit vielen Edelsteinen. In Italien war sie eine Berühmtheit. Diesen Zwerg unauffällig zu verfolgen, war für sie also gar nicht so leicht, wie Ihr Euch denken könnt.

Doch geschickt, wie sie war, gelang es ihr, Ivan auf seiner Stadttour zu beobachten. In der Nacht schlich sie sich heimlich in Ivans Hotel. Auf der Toilette hauchte sie mit ihrem Schwefelatem den Feuermelder an – nur drei Atemzüge und schon ertönte das Alarmsignal. Alle Hotelgäste liefen in großer Aufregung aus dem Hotel auf die Straße. Auch Ivan floh ins Freie, um sich in Sicherheit zu bringen. In diesem Durcheinander bemerkte niemand, dass Linda heimlich in Ivans Zimmer ging. Dort sah sie sich um. „Wo hat er es nur hingelegt?“, sprach sie zu sich selbst und durchstöberte alles. Endlich fand sie sein Kostüm. Sie packte es in ihre Tasche und lief unerkannt aus dem Hotel hinaus.

Nachdem der Nachtportier bemerkt hatte, dass es ein Fehllarm war, kehrten alle Gäste wieder in ihre Zimmer zurück. Ivan merkte sofort, dass jemand in seinem Zimmer war, denn es war alles durcheinandergeworfen. „Das Kostüm“, das war sein erster Gedanke – er suchte verzweifelt überall, aber das Kostüm war weg.

„Was soll ich jetzt machen? Ohne mein Outfit kann ich doch nicht auf die Bühne gehen!“ Da fiel ihm sein Ring ein, den er am Finger trug, und er musste lachen.

„Das ist doch ganz einfach!“ Er drehte den Ring einmal um seinen Finger und sagte: „Ich wünsche mir mein glitzerndes Kostüm zurück!“ Und siehe da, schon lag das Glitzerkleid auf seinem Bett!

Als Linda bei sich zu Hause angekommen war und das Kostüm aus ihrer Tasche holen wollte, staunte sie nicht schlecht: Es war verschwunden!

„Das gibt es nicht! Wo ist es denn hin? Habe ich es unterwegs verloren? Oder hat der Zwerg magische Kräfte?“ – Linda wollte es wissen und hatte auch schon einen Plan ausgeheckt.

Am nächsten Abend ging sie in Ivans Hotel, setzte sich an die Bar und bestellte sich einen Drink. Sie musste nicht lang warten, da öffnete sich die Tür und Ivan trat in die Lobby. Er wollte schon an ihr vorbeigehen, doch da sprach sie ihn mit ihrer sanftesten Drachenstimme an: „Bist du Ivan, der berühmte Sänger, der auch am European Song Contest teilnehmen wird?“ Dabei klimperte sie verführerisch mit ihren Wimpern und sah ihm tief in die Augen. Ivan blieb stehen und sah die schöne Drachendame. Und es war Liebe auf den ersten Blick! Es hatte ihm die Sprache verschlagen, er brachte kein Wort heraus und setzte sich neben sie an die Bar. Und nun fing Linda an, ihm von ihrer Gesangskarriere zu erzählen. Sie kam ihm immer näher und näher. Zu später Stunde, als sie längst gemerkt hatte, dass er ein harmloser Zwerg ohne magische Kräfte war, legte sie ihren Arm um ihn – der arme Kerl konnte kaum noch atmen – und zog flink die Backstage-Karte aus seiner Hosentasche. Dann verabschiedete sie sich, winkte ihm kurz zu und ging eilig davon. Überglücklich taumelte Ivan nach oben in sein Zimmer. Dass ihm die Karte fehlte, hatte er nicht gemerkt.

Vor lauter Verliebtheit tat Ivan in dieser Nacht kein Auge zu. Der nächste Tag war der Tag des European Song Contest 1991 in Italien. Ein großer Tag!

Ivan war zwar etwas übernachtigt, aber guter Dinge! Für einen verliebten Menschen ist die Welt – wie Ihr alle wisst – rosarot.

Als Ivan am Veranstaltungsort ankam und hineingehen wollte, hielt ihn ein Sicherheitsmann an und verlangte seinen Backstage-Ausweis. Ivan fasste in seine Hosentasche, aber die war leer! Er durchsuchte alle Taschen, konnte aber nichts finden. „Oje! Ich habe ihn wahrscheinlich verloren!“, sagte er zu sich. Heimlich drehte er den

Ring an seinem Finger um und im gleichen Augenblick war die Karte wieder in seiner Tasche. Der Wächter ließ ihn passieren.

Er ging durch die Gänge zu den Garderoben der Künstler. Während er an einem offenen Fenster vorbeiging, kam ein Windstoß auf und nahm sein Käppi mit. Im selben Moment kam ein Vogel vorbeigeflogen, schnappte sich sein Käppi und flog damit davon.

„NEIIIN!“, schrie Ivan, aber es war zu spät. Seine struppigen roten Haare standen zu Berge, als wären sie eine Drahtbürste. Oh! Er schämte sich so. „So kann ich nicht auf die Bühne!“, sagte er immer wieder. „So kann ich doch nicht auf die Bühne!“

Im gleichen Augenblick hörte er eine raue Stimme entsetzt aufschreien: „Ohne meine Kette kann ich nicht auf die Bühne!“ Er drehte sich um und sah Linda! Seine wunderbare Linda! Aber was hatte sie für eine seltsame Stimme?

Er ging zu ihr und fragte sie, was passiert sei. „Ach, Ivan! Ich habe meine Zauberkette, der ich meine einzigartige Stimme verdanke, verloren. Sie ist mir wohl gestohlen worden. So kann ich unmöglich singen! – Aber was ist mit dir, wie siehst du denn aus?“

Da erzählte ihr Ivan von seinem Pech mit der Kappe.

„Auch ich kann so nicht auf die Bühne gehen.“ Und er erzählte ihr von dem Zauberring, den er am Finger trug und der noch einen einzigen Wunsch erfüllen konnte. Er sah Linda verliebt an, dreht den Ring und sprach: „Ich wünsche die Halskette von Linda zurück!“ Und schon war die Kette wieder an ihrem Hals.

Linda sah ihn schweigend an, denn jetzt hatte sie ein schlechtes Gewissen. Sie hielt es nicht mehr aus, gestand alles, was sie Ivan angetan hatte, und bat ihn um Verzeihung. Und Ivan? Ja, er verzieh der schönen Drachendame.

Dann lächelte Linda und meinte: „Weißt du was? Jetzt mache ich dir einfach eine schöne Frisur, dann kannst du auf die Bühne gehen und singen.“ Sie nahm einen Kamm und sehr viel Haargel und Spray und formte eine richtig schöne Elvis-Presley-Frisur aus dem struppigen roten Haar. Ivan gefiel der neue Look! Er zog sein glitzerndes Kostüm an, und als er an der Reihe war, da sang er so wunderbar, wie nur ein verliebter Zwerg singen kann. Ivan, der Zwerg aus Liman 3, gewann tatsächlich den European Song Contest 1991 in Rom. Und als er sein Lied zum Abschluss noch einmal singen durfte, holte er Linda auf die Bühne. Und während der Goldregen auf sie niederfiel, sangen sie zusammen: „Zlato Moje“.

*Erfunden von Lehrerinnen und Dozentinnen  
der Universität Neusatz/Novi Sad, Oktober 2022*

# Slowakei

## *Pressburg/Bratislava*

### Mutterseelenallein

Vor langer Zeit erzählte man sich in Pressburg von einem Geist. Sein Zuhause soll die Burgruine Theben gewesen sein, denn die Menschen konnten dort immer wieder unheimliche Gesänge hören. Sie munkelten, es könnte eine verstorbene Frau sein, die dort spukte, da die Geisterstimme eindeutig weiblich war. Es waren auch immer wieder Glöckchen zu hören – sie klangen wie die Schellen eines Pferdeschlittens im Winter. Einige behaupteten sogar, die Frau schon einmal gesehen zu haben. Sie soll ein langes helles Sommerkleid getragen haben. Ihre Gestalt sei manchmal durchscheinend wie ein Schleier, manchmal völlig unsichtbar gewesen.

Eines Tages im Jahr 1898 ging ein Mann in der Nähe der Burgruine spazieren. Der Frühling hatte begonnen und die ersten Blumen fingen an zu blühen. Die Damen waren schön herausgeputzt, Stimmen und Gelächter war von überall zu hören und man konnte vom Fluss her das Wasser und die Schiffe hören. Mit einem Mal begann wieder der schaurig-traurige Gesang und die Schellen klingelten leise dazu. Der Mann war von diesem geisterhaften Lied wie gefesselt. Er konnte gar nicht anders, als in die Burgruine Theben hineinzugehen. Die Ruine sah verlassen aus. An den Wänden lehnten verstaubte, kaputte Regale mit alten zerfransten Büchern. Und es roch etwas modrig.

Der Mann folgte dem Gesang – und ging entlang der alten Gänge. Als er dann eine Treppe hinunterschrift, war der traurige Gesang immer deutlicher zu hören. Wie er unten ankam, musste er sich erst einmal an die Dunkelheit gewöhnen. Dann sah er sich um. Auf einmal stand eine kaum wahrnehmbare Gestalt vor ihm. Ob es die Geisterfrau war? „Wer bist du?“, fragte der Mann. Sie antwortete nicht, aber zeigte auf eine Schelle mit vielen kleinen Glöckchen. Der Mann zögerte etwas, aber dann nahm er die Schelle in die Hand und sie sah ihn erwartungsvoll an. Mit einem Mal sah er eine Szene vor seinem inneren Auge: Ein Pferdeschlitten fuhr im Winter an der Burgruine vorbei und von allen Seiten sprangen verhüllte Männer hervor, die man nicht erkennen konnte. Die Frau aus dem Schlitten schrie: „Fasst meine Tochter nicht an! Sie ist die Tochter des Ministers!“ Doch die verummten Männer sagten kein Wort. Mit einem gezielten Stich töteten sie die Frau und nahmen ihre Tochter mit sich. Sie führten das junge Mädchen dem Richter vor und unter einem fadenscheinigen Vorwand wurde es ins Gefängnis gebracht. Das Mädchen war nun schon seit einigen Jahren eingesperrt. Die Seele der Frau aber war in der Stunde ihres Todes entwichen und hatte sich in der Ruine versteckt. Von diesem Tag an fand ihre Seele keine Ruhe mehr.

All das sah der Mann mit einem Mal, als er die Schellen des Pferdeschlittens in der Hand hielt. Bei dem Überfall waren diese heruntergefallen und Zeuge der schrecklichen Tat geworden. Der Mann ließ die Schellen los und sah die Geisterfrau an. Sie nickte ihm zu und flüsterte leise: „Befreie meine Tochter, damit ich Frieden finden kann! Sie ist das

Kind des Ministers und er wollte seine uneheliche Verbindung mit mir durch diese grauenvolle Tat geheim halten.“

Der Mann stotterte: „Aber wie soll ich das denn machen? Mir wird doch niemand glauben.“ Die Geisterfrau zeigte auf die Schellen und sagte: „Nimm die Glöckchen mit! Sie werden jedem, der sie in der Hand hält, die Wahrheit zeigen.“

Der Mann schaute auf die Schellen in seiner Hand und nickte. „Ja“, dachte er sich, „so könnte es vielleicht funktionieren.“ Er verabschiedete sich von dem Geist und ging hinaus. Die Luft wurde gleich wieder frischer, und er war froh, der unheimlichen Ruine entkommen zu sein. Seinen Plan trug er fest im Herzen.

Schon am nächsten Tag eilte er zum Pressburger Gerichtshof und wartete am Eingang, bis jemand zu ihm kam.

„Ich habe wichtige Informationen zu einem Fall und muss dringend mit dem Richter sprechen“, sagte der Mann. Der Beamte sah ihn verwundert an und hieß ihn warten. Nach einer Weile kam der Beamte zurück und meinte, der Richter würde ihn empfangen.

Der Mann ging nun hinter dem Beamten einige Stufen hinauf und einen langen Korridor entlang. Ihm wurde eine Tür geöffnet und der Richter, ein ehrwürdiger, freundlicher Mann, trat vor ihn und sagte: „Setzen Sie sich! Ich bin gespannt, was Sie zu melden haben. Worum geht es?“

Der Mann nahm die Glöckchen aus seiner Jackentasche und gab sie dem Richter schweigend in die Hand. Letzterer nahm sie etwas verwundert entgegen, aber wie er die Schellen in der Hand hielt, da sah er vor seinem inneren Auge, was geschehen war. Wie durch Zauberhand wusste er alles. Ihm war klar, dass er damals, vor langer Zeit, ein Fehlurteil gesprochen hatte.

„Das gibt es nicht!“, stammelte der Richter.

„Herr Richter, ich glaube, Sie haben verstanden, warum ich da bin? Ich kann es selbst nicht erklären – nur dass es die Wahrheit ist, was diese Glöckchen uns zeigen“, sagte der Mann, stand auf und ging.

Der Richter saß an seinem Schreibtisch und ließ sich sofort alle Akten zu dem Fall des Mädchens, das er damals verurteilt hatte und das mittlerweile eine junge Frau geworden war, bringen. Er studierte alles noch einmal sorgfältig. Nun fielen ihm die vielen Ungereimtheiten auf, die es damals gegeben hatte. Aber was sollte er tun? Die Verurteilung war damals von höchstem politischem Interesse und der Minister ein einflussreicher Mann. Auf offiziellem Weg konnte er die verurteilte junge Frau nicht retten. Es gab jedoch eine bewährte Methode in solchen Fällen. Er brauchte nur zwei verschwiegene, treue Männer.

Noch in derselben Nacht fuhr eine Kutsche in der Nähe des Frauengefängnisses vor und wartete. Man sah einige kleine Fackeln huschen. Zwei Männer schlichen ins Gefängnis hinein. Ein Schlüssel wurde aus einem dunklen Mantel gezogen und eine Zellentür aufgeschlossen. „Kommen Sie, verehrte Frau, aber leise! Wir haben keine Zeit für Fragen“, flüsterte eine Stimme. Die junge Frau war erstaunt, doch witterte sie ihre Chance, stand auf und ging mit den beiden Männern mit. Die drei gingen zur wartenden Kutsche, stiegen ein und fuhren los – Richtung Freiheit. Die Kutsche fuhr vorsichtig und langsam durch die Stadt – nur kein Aufsehen erregen. Sie fuhren auch an der alten Ruine vorbei. Da hörte die junge Frau plötzlich die Stimme ihrer Mutter singen und schaute zum Fenster der Kutsche hinaus. Dort stand sie – die Geisterfrau: Sie lächelte ihrer Tochter zu und die junge Frau erwiderte das Lächeln. Mit diesem einen Blick

verabschiedeten sich die Frauen voneinander: „Jetzt kann ich endlich Frieden finden!“, flüsterte die Geisterfrau und verschwand für immer.

Am nächsten Tag berichteten die Zeitungen, dass aus dem Frauengefängnis eine Insassin geflohen sein soll. Im ganzen Land wurde nach ihr gesucht. Der Direktor des Gefängnisses bedauerte den Vorfall. Auch der Richter meinte, man müsse wohl die Sicherheitsvorkehrungen in den Gefängnissen überdenken. Die junge Frau war zu diesem Zeitpunkt schon längst außer Landes gebracht worden und konnte nun ein neues Leben beginnen.

*Erfunden von Studierenden des Instituts für Germanistik  
der Comenius Universität Bratislava, März 2025*

## **Fischer Heinz und der Wels**

Eines Tages vor langer Zeit – es muss um das Jahr 1867 gewesen sein – saß Heinz in seinem Boot am Ufer der Donau in Pressburg und war richtig frustriert. Er hatte wieder keinen einzigen Fisch gefangen. Das ging nun schon seit einigen Wochen so. Auch die anderen Fischer saßen ratlos da. Vor einigen Wochen war ein riesengroßer Wels in der Donau gesichtet worden. Er hatte die Fische teils vertrieben, teils gefressen. Was nun? Der Fischfang war doch so wichtig für die Stadt.

Es war gerade Frühling geworden – eigentlich eine wunderschöne Zeit: Die Blumen fingen an, zu blühen, und die Vögel zwitscherten. Doch Heinz konnte sich diesmal nicht daran erfreuen. Zu seinem finanziellen Pech kam nämlich noch eine andere Traurigkeit hinzu: Er war unglücklich verliebt. Vor nicht allzu langer Zeit hatte er sein Herz an eine hübsche Bürgerstochter verloren. Wie sollte er sich ihr nähern? Sollte er sie einfach ansprechen?

„Nein“, dachte er sich, denn er war ein Fischer, der tagein tagaus ein grobes Leinenhemd und einfache Hosen trug, der kein Geld besaß und zu allem Überflus – mit seinen ein Meter fünfzig – auch kein Frauenschwarm war.

„So sieht kein Mann aus, in den sich ein hübsches Mädchen verlieben könnte“, überlegte er immerzu, wenn er an der Donau saß und über sein trauriges Schicksal nachdachte. Eines Tages jedoch hatte er eine Idee: „Wenn ich den Wels fange und töte, dann bin ich der Held der Stadt. Die Fische kehren zurück, und ich kann mein tägliches Brot wieder verdienen. Zudem wird der Bürgermeister mir sicherlich eine Auszeichnung und eine kleine Summe Geld als Belohnung geben.“ Und da Heinz ein Mann der Tat war, setzte er seinen Plan auch schon in der folgenden Nacht um. Er schnappte sich eine Harpune, eine Pistole und eine Angel – und los ging's!

Um Mitternacht erreichte er die Stelle, wo der Wels das letzte Mal gesehen ward. Er nahm einige große Köderfische und ließ sie an seiner Angel ins Wasser. Dann wartete er. Nach einiger Zeit merkte er, wie es an der Angel zog. Er wusste gleich: „Das muss der Wels sein!“ Schließlich gab es ja keine anderen Fische mehr im großen Fluss. Heinz zog an der Angel und der Wels hielt am anderen Ende dagegen. Plötzlich tat es einen Ruck. Der Wels hatte den Köder einfach abgebissen. Und unser armer Heinz hielt die Angel mit dem leeren Haken in der Hand.

Nach kurzer Zeit tauchte der Wels auf. Heinz konnte deutlich seinen Rücken sehen, nahm eilig die Harpune zur Hand, zielte und schoss. Der flinke Wels jedoch entkam und die Harpune sank ins tiefe Wasser. Jetzt wurde der Wels zusehends wütend und rammte das Boot. Geschwind griff der Fischer zur Pistole. Doch hatte er keine Erfahrungen mit Pistolen – und als er schießen wollte, merkte er, dass gar kein Schießpulver darin war. „Es ist alles sinnlos. Ich werde es niemals schaffen, den Wels zu überwältigen“, grämte sich Heinz.

Der aufgebrachte Wels gab nun keine Ruhe mehr. Er rammte ein weiteres Mal das Boot – und zwar mit solch einer Wucht, dass Heinz beinahe ins Wasser gefallen wäre. Da fiel ihm mit einem Mal ein, dass die Männer in der Fischerkneipe immer wieder erzählten, dass man große Fische am besten mit einer guten Geschichte zur Ruhe bringen könne. Das war die letzte Möglichkeit – einen anderen Ausweg sah Heinz nicht. Und er fing einfach an, mit dem Wels zu sprechen.

„Hör mal, Wels! Ich habe doch gar nichts gegen dich. Aber ich bin in ein wunderschönes Mädchen verliebt und weiß nicht, was ich anstellen könnte, um ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken ...“ Und Heinz erzählte und erzählte. Es wurde eine ganz traurige Liebesgeschichte.

Tatsächlich! Der Wels beruhigte sich, und es schien, als würde er dem verzweifelten Fischer sogar zuhören. Als Heinz seine Geschichte beendet hatte, schwamm der Wels ruhig neben seinem Boot, er sah Heinz in die Augen, danach tauchte er ab.

Der Fischer war so verwundert, dass er einfach in seinem Boot sitzen blieb, aufs Wasser schaute und wartete. Kurz darauf tauchte der Wels auf und spuckte ihm einen harten Gegenstand in sein Boot hinein. Heinz griff erstaunt danach – und siehe da, es war ein schön bemalter Fisch. Erst dachte Heinz, der Fisch sei aus Ton oder Stein gemacht, aber dann merkte er, dass der Fisch aus purem Gold war.

„Das soll für mich sein, lieber Wels?“, fragte Heinz ganz aufgeregt. Der Wels sah ihn noch einmal an, schwamm davon und ward seitdem nie wieder gesehen.

Der Fischer ruderte zurück und erzählte seinen Fischerfreunden in der Wirtschaft, was sich zugetragen hatte. Erst wollte ihm niemand glauben, doch als er den bemalten Fisch aus purem Gold auf den Tisch legte, waren alle überzeugt. Und schon am nächsten Tag waren wieder Fische in der Donau und die Fischer konnten ihrem Handwerk nachgehen. Heinz wurde vom Bürgermeister geehrt und er kaufte sich von dem Gold ein schönes kleines Häuschen und einen ordentlichen Anzug. Dann hielt er um die Hand seiner großen Liebe an – und sie sagte, ohne zu zögern: „Ja!“

Den bunt bemalten Goldfisch gibt es heute noch. Ich habe ihn letztens bei einem Juwelier gesehen. Daher weiß ich, dass diese Geschichte wahr sein muss.

*Erfunden von Studierenden des Instituts für  
Germanistik der Comenius Universität Bratislava, März 2025*

## **Matildas Lied**

Die Geschichte, die ich Euch heute erzähle, begab sich im Jahr 1960 in Bratislava und beginnt in der wunderschönen Synagoge, die es damals noch gab. Sie hatte bunte

Fenster, und wenn die Sonne hineinschien, dann leuchtete das Gotteshaus unendlich schön. Der damalige Rabbi hatte einen Sohn namens Peter, der oft bei ihm in der Synagoge war. Peter war gerade fünfzehn Jahre alt geworden und sehr musikalisch. Er spielte so bezaubernd Geige, dass ihm jeder wie gebannt zuhörte.

Peters Traum war es, ein weltberühmter Geiger zu werden. Sein Vater wusste das, doch er war davon weniger begeistert: Er hatte andere Pläne für seinen Sohn – auch Peter sollte einmal Rabbi werden. Der Vater gab sich alle Mühe, ihn für diesen heiligen Beruf vorzubereiten, und erzählte ihm jeden Tag vom rabbinischen Judentum.

Eines Tages – es war ein eiskalter Wintertag – brachte ein Musiksender im Radio die Nachricht, dass es einen Geigenwettbewerb in Paris geben würde. Nachwuchstalente aus der ganzen Welt waren eingeladen. Peter war begeistert, als er das hörte, und sprach sofort mit seiner Geigenlehrerin darüber. Die erfahrene Frau wies ihn darauf hin, dass er sich vor der Wettbewerbsanmeldung zunächst die Ausreiseerlaubnis beim zuständigen Amt einholen müsse. Sie würde ihm dabei behilflich sein.

Peter wusste, dass er auch Geld brauchen würde, um den Flug und das Hotel in Paris zu bezahlen. Aber das war für ihn kein Problem: Er stellte sich jeden Tag auf den Marktplatz von Bratislava und spielte Geige. Jeden Tag gaben ihm die vorbeigehenden Menschen etwas Geld. Peters Verwandte und Bekannte steckten ihm auch noch etwas Geld zu, so dass er schon bald eine stattliche Summe für sein Vorhaben gespart hatte.

Sein Vater verfolgte das Tun seines Sohnes mit Besorgnis und wollte ihn von seinem Plan abbringen. Außerdem war er der Meinung, Paris sei viel zu gefährlich für einen so jungen Menschen. Das bekam Oma Matilda mit – sie hatte hierzu eine klare Meinung: „Der Junge geht nach Paris und zeigt der Welt, was es heißt, ordentlich Geige zu spielen! Und ich werde ihn begleiten. Dann kann ihm auch nichts Schlimmes in dem großen Paris zustoßen.“ Und was Oma Matilda sagte, das galt. Nicht einmal der Vater traute sich, zu widersprechen.

Die Erlaubnis zur Reise wurde seitens der Regierung gern erteilt, man war ja schließlich stolz auf solch außergewöhnliche Talente. Auch in Paris freute man sich über die Anmeldung eines so begabten jungen Künstlers aus Bratislava. Das Abenteuer konnte losgehen! Peter und Oma Matilda flogen nach Paris – in die Stadt der Liebe, der Kunst und der Musik.

Als sie ankamen, waren beide überwältigt. Sie schlenderten die Champs-Élysées entlang, bestaunten den Eiffelturm und aßen viele leckere Croissants. Es war einfach phantastisch! Am Abend fielen beide todmüde ins Bett. Am nächsten Tag war es auch schon so weit. Peter zog seinen besten Anzug an und auch Oma Matilda hatte ihren eleganten Hut auf. Selbstsicher, aber auch etwas aufgereggt gingen sie zum großen Konzertsaal, wo sich alle Künstler und deren Familienangehörige treffen sollten. Auch viele Gäste waren anwesend.

Peter nahm seinen Geigenkasten, denn er wollte seine Geige stimmen und einspielen. Doch als er seine Geige sah, traf ihn fast der Schlag: Die Geige hatte keine Saiten! Wie sollte er nun auftreten?

„Oooma Maaatilda“, hörte man es aus der Umkleidekabine der Musiker schallen. Peter wusste sich keinen anderen Rat – nur noch Oma Matilda konnte ihm jetzt weiterhelfen. Schon kam sie angelaufen – und ein kurzer Blick genügte, um zu wissen, was geschehen war. „Bestimmt hat dein Vater die Saiten entfernt, damit du nicht spielen kannst und Rabbi wirst.“ Aber, statt noch lange zu schimpfen, griff sie in ihre große Handtasche und

holte ein hölzernes Kästchen heraus. In ihm hatte sie aus ihrer eigenen Geigenzeit alles dabei, was man für eine Geige brauchte – auch hervorragende Saiten, die es kein zweites Mal gab. Sie hatte diese vor langer Zeit in ihrer Jugend, als sie noch selbst Geige gespielt hatte, von einem einmaligen Geigenbauer erworben. Man musste sie einfach nur aufziehen und schon brachten sie einen phantastischen Klang hervor!

Oma Matilda nahm die Geige wie ein Profi in die Hand, zog mit wenigen Handgriffen die Saiten auf, stimmte die Geige und überreichte sie Peter, der sie sogleich ausprobierte. Und in der Tat, so schön hatte kein Instrument je geklungen! Jetzt konnte er auftreten.

Oma Matilda setzte sich zu den anderen Gästen ins Publikum und Peter betrat die Bühne. Das Scheinwerferlicht war auf ihn gerichtet und sein Herz klopfte. Er nahm seine Geige und führte sie zum Kinn. Ruhe kehrte ein – und er fing an, zu spielen. Die Töne waren so lieblich und berührten die Menschen so tief, dass viele von ihnen Tränen in den Augen hatten. Peter spielte ein Lied, das ihm seine Oma Matilda als Kind immer vorgesungen hatte, doch spielte er nun seine eigene Variation.

Oma Matilda erkannte die Melodie gleich und summt ganz leise mit. Dass sie mächtig stolz war auf ihren Enkel, das könnt Ihr Euch alle denken.

Peter gewann den Geigenwettbewerb. Er hatte so gut gespielt, dass auch alle anderen Geiger ihn neidlos als Sieger anerkannten und beglückwünschten. Die ganze Welt berichtete über den jungen Virtuosen aus Bratislava – den neuen Stern am Himmel der Geiger.

Auch in Peters Heimat wurde stolz über ihn berichtet. Alle Nachbarn und Freunde gratulierten dem Vater zu dem grandiosen Erfolg seines Sohnes. Da musste der Vater einsehen, dass er einen Fehler begangen hatte. Als Oma und Sohn wieder zu Hause waren, entschuldigte er sich ganz aufrichtig bei seinem Sohn: „Weißt du, ich wollte, dass du auch Rabbi wirst, aber jetzt verstehe ich, wie wichtig dir die Musik ist und wie begabt du bist!“ Vater und Sohn umarmten und versöhnten sich.

Oma Matilda war zufrieden und schaute auf ihr Holzkästchen. „Es ist doch gut, dass Omas immer wissen, was gerade gebraucht wird“, dachte sie bei sich und steckte das Kästchen wieder vorsichtig in ihre Handtasche. Wer weiß, wann sie es wieder brauchen würde! Peter aber wurde ein weltberühmter jüdischer Geiger, der die Menschen mit seiner wunderbaren Musik verzauberte.

*Erfunden von Studierenden des Instituts für  
Germanistik der Comenius Universität Bratislava, März 2025*

# Slowenien

## *Laibach/Ljubljana*

### Das Amulett

Im Mittelalter lebte einst in der Altstadtstraße 7 in Ljubljana, das damals auch Laibach genannt wurde, eine weise alte Frau. Sie hieß Amalia und war in der Umgebung als Heilerin bekannt. Mit Kräutern konnte sie sich blendend aus.

„Wie schade, dass ich all mein Wissen an niemanden weitergeben kann!“, dachte sie manchmal, denn sie war schon sehr alt und hatte keine Kinder, nur eine schwarze Katze Esmeralda, die sie schon seit dreizehn Jahren begleitete. Auch ihr altes Amulett, das sie von ihren Urahnen geerbt hatte, hätte sie gern jemanden vererbt. Sie hielt es in Ehren. Dass es Zauberkräfte besaß, davon ahnte die alte Frau nichts.

Eines Tages braute sie einen neuen Heiltrank aus Kräutern und rührte kräftig in ihrem Kessel. Dabei fiel das Amulett, das sie für die anstrengende Arbeit abgenommen hatte, vom Tisch und legte sich – wie durch Zauberhand geführt – um den Hals ihrer Katze. Amalias Erstaunen war grenzenlos, als plötzlich ein hübsches Mädchen statt der Katze vor ihr stand! Dass ihr geliebtes Amulett zu so einem Zauber fähig war, hätte sie nicht einmal im Traum gedacht! Sie freute sich sehr, überschüttete Esmeralda mit all ihrer Liebe und brachte ihr alles bei, was sie wusste.

Esmeralda war wissbegierig und lernte viel von der alten Frau. Sie war immer dabei, wenn die kranken Leute die heilkundige Alte besuchten. Sie half, die Kräuter zu pflücken und eignete sich fast alle magischen Heilfertigkeiten an. Da Amalia und Esmeralda schon vielen Leuten in der Stadt geholfen hatten, wurden sie bald zum Stadtgespräch.

Es dauerte nicht lange, bis die Kunde von den weisen Frauen, denen nachgesagt wurde, dass sie durch ihre Heilkraft viel Macht besäßen, auch die Ohren des Stadtpriesters erreichten. Diesem waren die heilkundigen Frauen ein Dorn im Auge. Die außergewöhnlichen Fähigkeiten der beiden konnten nicht mit rechten Dingen zugehen. Bestimmt war schwarze Magie im Spiel und die beiden Frauen verstießen gegen die Gebote des christlichen Glaubens. Der Priester beauftragte einen Spion, der mehr über die Sache herausfinden sollte. Dieser machte sich sogleich auf den Weg und besuchte Amalia und Esmeralda unter dem Vorwand, krank zu sein.

„Woran leidest du?“, erkundigte sich Amalia voller Mitleid.

„Schwach und matt fühle ich, weise Mutter“, sagte der Spion scheinheilig.

„Dann nimm diesen Trank zu dir – er wird dir Kraft und neuen Lebensmut verleihen!“

Obwohl Amalia nur harmlose Kräuter für den Trank verwendet hatte, bezichtigte sie der gnadenlose Spion der Zauberei. Er nahm Amalia und Esmeralda sofort fest und brachte sie in die dunkle, kalte Kirche, wo der Priester die beiden Frauen schon sehnsüchtig erwartete. Dieser Mann, der sich „Seelsorger“ nannte, erwies sich als ein fieser Unmensch. Für ihn waren Amalia und Esmeralda zwei nutzlose Kräuterhexen, die nur Unheil über das Land brachten. Er hasste sie wie der Teufel das Weihwasser.

„Ihr beide verdient nichts als den dunklen Kerker“, entschied der Priester. Doch als er sie in den Abgrund des trostlosen Kerkers stoßen wollte, wehrte sich Esmeralda. Mit all ihrer Kraft befreite sie sich aus seinem Griff und warf dem Übeltäter das Amulett um den Hals. Und siehe da, im Nu verwandelte sich der Priester in einen grauen Kater mit eiskalten blauen Augen und zerzaustem Fell! Das Amulett fiel von seinem kleinen Kopf auf den schmutzigen Boden. Als der Spion diese unheimliche Verwandlung sah, rannte er, so schnell er konnte, davon.

Esmeralda beugte sich zu dem erschrockenen Kater hinab und schüchterte ihn ein: „Dreimal schwarzer Kater!“ Lachend griff sie nach dem Amulett. Doch ganz geheuer war der Vorfall der jungen kräuterkundigen Schülerin nicht: „Dass dieses Ding über solch magische Kraft verfügt – Donnerwetter! Es hätte auch etwas schiefgehen können ...“

Die alte weise Frau und Esmeralda, die sich als Zaubereexpertin und wahre Heldin erwiesen hatte, machten sich auf den Weg nach Hause. Sie waren erleichtert, als sie in ihrem Haus angekommen waren. Doch eines ließ ihnen keine Ruhe: das magische Erbstück, das Amulett. Sie wollten es nicht zerstören und in Erinnerung behalten, aber es sollte kein Unheil anrichten können.

„Wir müssen dieses verzauberte Amulett ein für alle Male loswerden!“, sagte Amalia. Und Esmeralda stimmte dem zu. Die beiden Frauen gruben ein kleines Loch neben dem Akazienbaum in ihrem Garten und vergruben das Schmuckstück ganz tief in der Erde. Dort lag es viele Jahrhunderte, bis es vor kurzem ein Bauarbeiter auf einer Baustelle fand. Doch keine Angst: Über die lange Zeit hat es seine Zauberkraft verloren – wir haben es selbst ausprobiert.

*Erfunden von Germanistik-Studierenden (Magister-Studiengang) der  
Universität Laibach/Ljubljana, Mai 2018*

## **Poldi und das Opernglas**

Es war einmal ein kleines Städtchen. Ljubljana, auch Laibach genannt. Vor 200 Jahren gab es dort nur eine Kirche, ein Rathaus, ein Theater und einige Brücken, denn ein sauberer, langsam dahinfließender Fluss teilte das Städtchen. Durch die engen Gassen fuhren Kutschen und man sah auch einige Männer hoch zu Ross.

Am Stadtrand wohnte ein unauffälliger junger Mann. Er hieß Peter. Sein Haar war schwarz wie die Nacht und seine Augen blau wie der Himmel. Er war eine Frohnatur, pfiFF und sang die ganze Zeit vor sich hin. Für romantische Augenblicke hatte der begabte, sprachgewandte Peter auch viel übrig – und stellt Euch vor, das glaubt Ihr kaum: Er hatte Liebeskummer.

Als er neulich mit seinem Pferd Poldi auf die Wiese geritten war, hatte er auf einem Plakat eine junge Schauspielerin erblickt. Sie galt als der aufgehende Stern am Theaterhimmel der Stadt.

„Elisabeth, bist du schön!“, murmelte Peter vor sich hin und konnte sich kaum von dem Plakat trennen. Ab diesem Augenblick hatte er nur noch einen Wunsch: Elisabeth zu heiraten. Da er ein armer Poet war, entschloss er sich, alle seine Gedichte zu verkaufen, um sich eine Eintrittskarte ins Theater leisten zu können.

„Heute werde ich sie das erste Mal auf der Bühne sehen!“, frohlockte sein Herz.

Peter war so aufgeregt, er konnte nicht schlafen. Er wusste aber nicht, dass die bezaubernde grünäugige Elisabeth blind war. Die blonde Schönheit konnte nur durch ein magisches Opernglas sehen. Zudem war sie auch noch mit dem Direktor des Theaters verheiratet, der hinterhältig und eifersüchtig war. Elisabeth war in ihrer Ehe sehr unglücklich und suchte Trost im Theaterspiel.

Elisabeths Ehemann unterhielt eine recht enge Beziehung zu einer Opernsängerin aus dem Opernhaus, die auf Elisabeth eifersüchtig war und unbedingt deren Opernglas besitzen wollte. Deshalb befahl sie ihrem Diener, es zu stehlen.

Eines Tages war das Opernglas weg! Elisabeth war untröstlich. Traurig und verzweifelt, ließ sie überall nach dem Opernglas suchen, aber vergeblich. Das Opernglas war verschwunden!

Auch Peter hörte von seinem umtriebigen Pferd Poldi die Nachricht und entschied: „Ich werde das Opernglas finden!“ Insgeheim hoffte er, damit auch Elisabeths Liebe zu gewinnen.

Peter suchte und suchte. Drei Monate vergingen erfolglos. Verzweifelt ging er in eine Kneipe, um sich zu betrinken. Am Tisch nebenan saß der Diener der Opernsängerin und erzählte seinen Trinkkumpanen die Geschichte vom gestohlenen Opernglas. Als Peter das Wort Opernglas hörte, spitzte er die Ohren und wurde hellwach. Er merkte sich alles, was der Diener preisgab, und schmiedete einen Plan.

Und das war sein Plan: Er wollte als Koch ins Haus der Opernsängerin gelangen und ein schmackhaftes Gericht zubereiten, das die Opernsängerin kurzzeitig in Trance versetzen sollte, damit er das Opernglas zu sich nehmen konnte. Doch dafür musste er vorher den Koch beseitigen.

Er bat Poldi, den Koch so hart zu treten, dass er für eine Woche krankgeschrieben werden musste. Poldi, das treue Pferd, tat alles, was sich Peter wünschte. Er wartete auf den richtigen Moment und erledigte seine Aufgabe.

Nachdem der Koch der Opernsängerin nicht mehr kochen konnte, musste sie sich einen Ersatz suchen. Peter war sofort zur Stelle. Die Opernsängerin war von ihm nicht überzeugt, aber da sich nur Peter beworben hatte, bekam er den Auftrag, für sie zu kochen, solange ihr Koch verhindert war. Die Tage verflogen, Peter gewann mit seinen Kochkünsten das Vertrauen der Opernsängerin – und am siebten Tag bereitete er das Gericht vor, das die Opernsängerin in Trance versetzen sollte. Die magische Zutat für diese Speise war ein Haar aus Poldis Schwanz. Als die Opernsängerin in Trance fiel und eine imaginäre Reise machte, war der Moment gekommen: Peter schnappte sich das Opernglas – und eilte damit, pfeifend und singend, zu der Schauspielerin Elisabeth, der Liebe seines Lebens.

„Grüß dich, Elisabeth, ich bin Peter und habe ein Geschenk für dich!“, sagte Peter und strahlte übers ganze Gesicht.

„Was für ein Geschenk?“, fragte Elisabeth verwirrt.

„Etwas, das du verloren hast“, erwiderte Peter voller Stolz.

„Oh, Peter, kann es sein, dass du von meinem Opernglas sprichst?“

„Ja, meine liebe Elisabeth!“

Peter nahm das Opernglas aus seinem Beutel. Als Elisabeth das verlorene Opernglas abtastete, war sie hochofrenet. Nun konnte sie wieder sehen! Sie umarmte Peter und gab ihm einen Kuss auf die Wange als Dankeschön. Als die beiden sich so umschlungen

hielten, kam Elisabeths Ehemann: „Ertappt!“, schrie er wutentbrannt und wurde puterrot im Gesicht. „Raus mit dir, du Nichtsnutz!“

Als er Peter aus dem Haus gejagt hatte, fing er an, mit Elisabeth zu streiten.

„Was soll das? Was hat dieser Mann in unserem Haus zu suchen?“

„Hm, beruhige dich, er hat nichts getan. Er hat mir lediglich das gestohlene Opernglas zurückgebracht und aus lauter Freude habe ich ihn umarmt. Du hast doch das Opernglas auch gesucht und nicht gefunden.“

„Ich habe es überall gesucht, konnte es aber nirgends im Theater finden. Aber das steht jetzt nicht zur Debatte. Weißt du was, es reicht mir, dass alle Menschen um uns herum munkeln, du habest einen anderen.“ Und voller Zorn fügte er hinzu: „Entscheid Dich! Ich, der ich dir eine schöne Karriere ermöglicht habe. Oder er, der romantische Poet ohne Geld und Perspektive!“

Elisabeth musste nicht lang überlegen: Sie entschied sich für Peter. Und Peter war im Glück, als er das erfuhr. Und zu diesem Glück kam ein weiteres hinzu, Ihr werdet es kaum glauben!

Als Poldi sich mal wieder auf einem Markt mit vielen anderen Tieren die Zeit vertrieb, erfuhr er von einem riesengroßen Schatz im Laibach, dem Fluss, der bis heute gemächlich durchs Städtchen fließt und auf Slowenisch Ljubljana heißt.

Erwin, der Esel, sagte zu Poldi: „Ein Freund von meinem Freund hat erzählt, dass ein reicher Mann, kurz bevor er gestern verstarb, einen Schatz in die Ljubljana versenkt habe.“

Poldi ritt im Galopp zu Peter. Kaum hatte er Peter diese unglaubliche Geschichte zu Ende erzählt, war Peter schon bei den sagenumwobenen Drei Brücken des Städtchens. Und auch das werdet Ihr kaum glauben: Er fand den Schatz und wurde unendlich reich! Seiner Elisabeth baute er das imposanteste Theater der Welt, in dem das Publikum kein Opernglas braucht, so gut kann man von überall das Schauspiel auf der Bühne sehen. Dieses Theater steht noch heute in Ljubljana. Und am Eingang werdet Ihr in einer großen Vitrine das schicksalhafte Opernglas finden.

*Erfunden von Germanistik-Studierenden (Lehramt) der  
Universität Laibach/Ljubljana, Mai 2018*

# Tschechien

## *Prag/Praha*

### Das Fest der Seelen

Ester stand vor dem Grab ihrer Mutter. Ihre schwarzen Locken umrahmten ihr Gesicht. Ihre kleine linke Hand lag vertraut in der großen rechten ihres Vaters. Es roch herbstlich nach Laub. Krähen kreisten über dem jüdischen Friedhof. Sonst war es totenstill.

Es war das Jahr 1924 – und es war noch nicht lange her, dass das zehnjährige Mädchen seine Mutter verloren hatte. Sie war verzweifelt und fragte sich im Stillen, wie das Leben ohne ihre Mutter weitergehen würde. Mit ihrem Vater am Grab der Mutter stehend, stimmte sie in ihrer Traurigkeit das Liedchen an, das sie oft mit ihrer Mutter zusammen gesungen hatte. Plötzlich mischte sich in ihren Gesang der ferne Klang eines zarten Glöckchens ein. Es war ein lieblicher Ton, doch völlig fremd und anders als die vielen unterschiedlich klingenden Glöckchen ihres Glockenspiels, mit dem sie zu Hause spielte. Sie zupfte ihren Vater am Ärmel.

„Papa, hörst du das Glöckchen?“

Der Vater schüttelte nur traurig den Kopf. Ester beließ es dabei, denn sie hatte seit jeher eine Begabung, die die Erwachsenen nicht verstanden: Sie konnte mit den Seelen sprechen. Doch hatte sie schnell gelernt, dass es so etwas in der Erwachsenenwelt nicht geben darf.

Leise sang sie weiter, und solange sie sang, hörte sie das Glöckchen aus der Ferne. Auch am Abend, als die beiden längst wieder zu Hause in ihrer Wohnung waren, ging ihr dieser Klang nicht aus dem Kopf. Sie ging zu ihrem Glockenspiel, schlug jedes Glöckchen an, lauschte und lauschte, doch keines ihrer Glöckchen klang wie jenes vom Friedhof. Da erinnerte sie sich an eine Kette ihrer Mutter, an der ein Amulett mit einem kleinen Glöckchen hing. Vielleicht klang das so ähnlich?

Sie ging zum Schrank, holte eine kleine Schmuckschatulle heraus und entnahm vorsichtig das Kettchen. Sanft berührte sie das Glöckchen, das zu klingeln anfang. Im selben Augenblick antwortete aus der Ferne – wie ein Echo – das andere Glöckchen, das sie auf dem Friedhof vernommen hatte. Da war er wieder – der neue Klang, den Ester unbedingt für ihr Glockenspiel haben wollte.

„Ich muss noch einmal zum Friedhof. Dort werde ich bestimmt erfahren, wie ich zu diesem Glöckchen mit dem zauberhaften Klang komme.“

In Windeseile zog sich Ester ihre Schuhe und ihren Mantel an. Damit der Vater ihren Weggang nicht hörte, schlüpfte sie auf Zehenspitzen aus der Wohnung. Sie lief direkt zum jüdischen Friedhof. Doch wie sie an dem großen Tor ankam, war es schon zu und ein schweres Schloss hing davor. Sie ging um die Friedhofsmauer herum. Vielleicht gab es einen Seiteneingang, der noch offen war. Ein zweites Tor fand sie nicht, aber sie entdeckte einen kleinen Baum, auf den sie – ohne lang zu überlegen – hochkletterte. Wie sie nun oben auf dem obersten Ast des Baumes angekommen war und gerade auf der anderen Seite herunterklettern wollte, da fing es an zu wackeln und zu knarzen.

„Schau, dass du herunterkommst! Du, unverschämtes Ding!“, rief der Friedhofswärter Mordechai von unten und schüttelte den Baum so sehr, dass Ester sich kaum noch halten konnte.

„Das ist verboten! Wissen deine Eltern, was du hier machst?“

Mordechai war ein strenger Mann, der auf Ordnung achtete. Obwohl er schon recht alt war und graue Haare hatte, war er immer noch groß, schlank und kräftig. Zorn erfüllt schüttelte er den Baumstamm, so dass Ester auf die andere Seite der Mauer, auf den Boden des Friedhofs fiel. Mit großen Schritten sperrte er das Friedhofstor auf, ging an der Friedhofsmauer entlang, bis er vor Ester stand.

„Was fällt dir eigentlich ein?!“, schimpfte er ohne Unterlass weiter. Ester sah ihn ganz verwirrt an. Beim Sturz vom Baum hatte sie sich glücklicherweise nicht weh getan.

„Ich bin doch nur hier, weil ich dieses wunderschöne Glöckchen hören kann“, stotterte sie.

„Was für ein Glöckchen?“ Da zog Ester die Kette ihrer Mutter mit dem Glöckchen hervor, klingelt leise und tatsächlich jetzt war deutlich die Antwort des anderen wundersamen Glöckchens zu hören.

Als der Friedhofswärter diese Klänge hörte, wurde er still und nachdenklich. Erst nach einer guten Weile sagte er in die Stille des Friedhofs hinein: „Es gibt eine Legende, die von einem Fest der Seelen erzählt. Dieses Fest soll alle 100 Jahre und nur in einer einzigen Nacht stattfinden. Es heißt auch, dass die Toten manchmal Lebende dazu einladen: Mit zarten Klängen aus der Anderswelt locken sie die Menschen zu sich auf den Friedhof.“

Ester und Mordichai beschlossen, heute Nacht auf dem Friedhof zu bleiben und zu beobachten, ob der verheißungsvolle Glöckchenklang tatsächlich ein Fest der toten Seelen zur Folge haben würde. Dann wäre doch etwas dran – an der Legende!

Sie versteckten sich hinter einem Strauch und konnten von dort aus den Friedhof gut sehen. Es war dunkel geworden und nur das schwache Licht der Laterne von der Straße erhellte den Friedhof ein wenig. Mordechai und Ester warteten geduldig. Endlich schlug es Mitternacht!

Da ertönte plötzlich eine wundersame Musik und aus den Gräbern stiegen die Seelen gleich Gespenstern heraus. In ihren luftigen, weißen Gewändern flogen sie ein paar Zentimeter über den Boden hinweg, sangen und tanzten zu den sanften Klängen. Ein fröhliches Geisterfest war das. Die Toten schienen diese gemeinsame Nacht zu genießen. Obwohl Mordechai und Ester weder sangen noch tanzten, waren sie innerlich aufgewühlt – aber glücklich! Die Glöckchenklänge bewegten ihre Seele tief.

Als die Geisterstunde vorbei war, verschwanden die Toten in alle Richtungen. Eine Erscheinung hielt kurz inne und blickte in Richtung des Strauchs, hinter dem sich die beiden Menschen versteckt hielten. Ester schien es, als würde sie lächeln – und das Lächeln rührte sie im Herzen. War es ihre Mutter? Als Ester mit einem kleinen Schritt hinter dem Strauch hervortreten wollte, war die Erscheinung verschwunden. Doch schien es Ester, als hätte sie etwas Glänzendes auf dem Boden gelegt.

Mordechai und Ester warteten noch einige Minuten, bis sie sicher sein konnten, dass das Fest vorbei war. Dann kamen sie hinter dem Strauch hervor und gingen auf den kleinen, leuchtenden Punkt in der Ferne zu. Als sie dort angekommen waren, sahen sie

einen Gegenstand: ein Kristallglöckchen, das im Mondenschein glänzte. Ester hob es auf und klingelte.

„Das ist der Klang, den ich die ganze Zeit gehört habe und der mir gefehlt hat!“, flüsterte sie voller Freude.

„Ein Jahrhundertereignis!“, flüsterte der Friedhofswärter und nickte zufrieden.

Ester durfte das Glöckchen mit nach Hause nehmen. Leise schlich sie wieder in die Wohnung hinein. Ihr Vater schlief und hatte nichts von ihrem heimlichen Ausflug gemerkt.

Das kleine Glöckchen begleitete Ester bis zu ihrem Lebensende. Kurz vor ihrem Tod übergab sie es ihrer Enkeltochter. Das Glöckchen mit dem sanften Klang aus der Anderswelt gibt es heute noch. Es kann aber sein, dass es sich die toten Seelen eines Nachts wieder zurückholen.

*Erfunden von Germanistik-Studierenden (Magister & Lehramt) der  
Karls-Universität Prag, Oktober 2024*

## **Der Schatten des Fernsehturms**

Prag sollte einen neuen Fernsehturm bekommen. Es war Dezember 1986 und die Bauarbeiten waren bereits seit einem Jahr in vollem Gange. Der Turm war immerhin schon 50 Meter hoch. Auf der Baustelle machten die Maschinen einen höllischen Lärm. Diesel-, Betonstaub- und Zigarettergeruch lagen schwer in der Luft. Dann und wann mischte sich der Geruch eines Zimtplätzchens oder eines Lebkuchens hinein, wenn die Arbeiter ihre Brotzeit auspackten. Die Männer hatten es nicht leicht, denn es war ein eiskalter Winter – mit ihren Mützen oder Kappen fast über die Augen gezogen, hielten sie oft inne, um sich warme Atemluft in ihre Hände zu pusten. Ein bisschen half das gegen die Kälte wie das Gebäck ihrer Frauen.

An einem eiskalten Tag spät nachmittags wollte Anna, ein neunjähriges Schulmädchen, wie immer ihren Vater von der Baustelle abholen, denn diese lag auf ihrem Schulweg und der Vater freute sich immer, wenn sie zusammen nach Hause gingen. Mit ihren Fellstiefelchen, einem dicken rosa Mantel und einem warmen grauen Rock hatte sie sich gut gegen die Kälte gerüstet.

Die Bauarbeiter kamen ihr entgegen, grüßten sie und wünschten ihr einen schönen Abend. Anna war ein Mädchen, das man gernhaben musste, denn sie hatte ein gutes Herz. Und mit ihren strahlenden grünen Augen sah sie jeden freundlich und offen an.

Ein Arbeiter nach dem anderen ging an ihr vorbei. Nur ihr Vater nicht. Sie wartete und wartete. Doch irgendwann fiel das große Baustellentor ins Schloss und blieb geschlossen. Es kam niemand mehr heraus. Anna wunderte sich. Was wollte ihr Vater so lange auf der Baustelle? Es war doch Feierabend? Hinter dem Tor gingen die Lichter aus und nur noch die Notbeleuchtung blieb an.

In den letzten Tagen war ihr Vater sehr unruhig und nervös gewesen. Er hatte immer wieder von Kollegen erzählt, auf die unmittelbar vor dem Baustelleneingang eine schwarze Limousine gewartet hatte –, und weg waren sie. „Verschwunden! Einfach

verschwunden!“, sagte der Vater kopfschüttelnd zu sich selbst. Keiner wusste, wo diese Menschen abgeblieben waren.

Anna ging nach Hause und öffnete die Wohnungstür.

„Vater, bist du da?“ Aber es kam keine Antwort. Die Wohnung war leer. Anna setzte sich auf einen kleinen Hocker im Flur und überlegte: „Was, wenn sie auch meinen Vater mitgenommen hatten?“ Dann würde sie ins Heim kommen, denn sonst hatte sie ja niemanden mehr.

Ihr Blick fiel auf ein kleines Blumenkränzchen, das an der Wand hing. Es hatte einmal ihrer Großmutter gehört. Die Großmutter hatte ihr immer geraten: „Anna, nimm das Kränzchen, schau in seine Mitte hinein und konzentriere dich! Dann wird dir schon etwas einfallen.“ Sie nahm das Kränzchen von der Wand herunter und fixierte dessen Mitte. Plötzlich war ihr klar: „Ich muss hinaus in die Stadt und meinen Vater suchen!“

Anna stand auf, packte das Kränzchen in ihre Tasche, lief hinaus und eilte durch die Straßen von Prag. Jeden Passanten hielt sie an und fragte: „Hast du Joseph, meinen Vater, gesehen? Er trägt seine Arbeiterkluft und er hat so dunkle Haare wie ich.“ Aber die Leute schüttelten nur den Kopf und dachten bei sich: „Armes Kind!“

Anna irrte nicht unbemerkt in den Straßen Prags herum. Ein dünner, großer und dunkel gekleideter Mann folgte ihr leise auf Schritt und Tritt. Es war der kommunistische Parteisekretär, der das gleiche Ziel hatte wie Anna: Er wollte den Bauarbeiter Joseph finden und ihn heute noch zum Verhör abtransportieren, denn man hatte den Verdacht, dass er als Regimekritiker einen Streik plante. Joseph war jedoch von der Baustelle spurlos verschwunden. Nun waren die Genossen in Alarmbereitschaft.

Anna lief weiter und weiter.

„Hast du meinen Vater gesehen“, fragte sie eine elegant gekleidete Frau. Aber diese schüttelte den Kopf und ging ihres Weges. Der Parteisekretär kam Anna immer näher und näher – und als er nah genug war, griff er mit seinen langen, dünnen Fingern nach ihr und zog sie mit einem Ruck zu sich heran. Anna erschrak und sah in sein hageres, blasses Gesicht.

„Suchst du deinen Vater Joseph? – Das tun wir auch! Vielleicht können wir uns gegenseitig helfen.“ Dabei verzog er sein Gesicht zu einem unheimlichen Grinsen. Intuitiv wusste Anna, dass dieser Mann nichts Gutes im Schilde führte.

„Ich weiß nicht, wo er ist. Lassen Sie mich los!“, schrie Anna und schüttelte den Kopf. Der Parteisekretär merkte, dass die Leute auf der Straße stehenblieben und die Situation beobachteten. Langsam ließ er Anna los und grinste noch unheimlicher.

„Natürlich, natürlich, wir werden dir schon auf die Sprünge helfen“, sagte er und versuchte tröstlich zu klingen.

Anna nutzte den Moment und lief los, so schnell sie konnte. Sie lief die Straßen entlang. Außer Atem versteckte sie sich hinter einem dunklen Torbogen, zog das Blumenkränzchen ihrer Großmutter heraus und konzentrierte sich. Da fiel ihr ein, was ihr Vater in den letzten Tagen immer wieder gesagt hatte: „Wenn etwas passiert, dann treffen wir uns im Wald. An der Stelle, die nur wir beide kennen. Vergiss das nicht!“

Anna stand auf, ging los und achtete darauf, dass ihr niemand folgte. Sie lief durch die ganze Stadt, bis sie am Rand des Waldes ankam. Obwohl es schon dunkel war, fand sie den Weg. Schon oft war sie mit ihrem Vater hier gewesen. Sie ging zielsicher auf einen Baum zu, hinter dem ein Felsen war.

„Papa, bist du hier?“, flüsterte sie. Da kam hinter dem Felsen ein Mann in der Dunkelheit hervor und sie erkannte sofort, dass es ihr Vater war. Sie lief auf ihn zu und die beiden umarmten sich. Der Vater nahm seine Tochter bei der Hand und sagte: „Komm, wir gehen.“

*Erfunden von Germanistik-Studierenden (Magister-Studiengang) der  
Karls-Universität Prag, Oktober 2024*

# Ungarn

## *Fünfkirchen/Pécs*

### Die Klänge der Maultrommel

In Fünfkirchen gibt es in der Stadtmitte eine unterirdische Grabstätte: die Cella Septichora. Sie wurde um 250 n. Chr. errichtet, um die Toten zu begraben und zu ehren. In dieser unterirdischen Grabstätte war es stickig und kalt. Und wenn die Menschen ihre Toten hinunterbrachten, konnten sie das nur bei Kerzenschein tun, denn es war stockfinster.

Zu dieser Zeit lebte ein kleiner Betteljunge namens Markus. Seine Eltern waren gestorben und er musste für sich selbst sorgen. So schmutzig und hungrig er war, so schlau und mutig war er. Er merkte schnell, dass die Grabstätte ein gutes Versteck für ihn abgab und ihm Schutz vor Regen wie Sturm bot. Doch seine Sehnsucht nach seinen Eltern war groß.

„Ich wünschte mir, sie wären hier! Nur für einen Tag – oder eine einzige Umarmung.“, sagte er immer wieder zu sich selbst, wenn er an dem dunklen Ort ausharren musste. Seine Sehnsucht wurde von Mal zu Mal größer. Eines Tages beschloss er, die Geister zu rufen.

Er hatte einmal von einer alten Frau gehört, wie so etwas vonstattengeht. „Zuerst brauche ich Platz“, sprach er zu sich selbst und räumte alles weg, was auf dem Boden lag. Und wie er alte Lumpen, Knöchelchen und vertrocknete Blumen beiseitelegte, fand er ein kleines rotes Röhrchen. Darin war ein seltsames Kupferstück. Er nahm es in die Hand und besah es sich von allen Seiten und merkte, dass man eine kleine Feder, die daran angebracht war, bewegen konnte. Auch war eine seltsame Inschrift darauf: *Wild wird zahm!*

Was das wohl bedeuten könnte, konnte er sich allerdings nicht erklären, und fuhr fort mit seiner Geisterbeschwörung. Zuerst sammelte er die übrigen Kerzenstummel ein, die überall in der Grabstätte zu finden waren. Dann zeichnete er ein kreisförmiges Pentagramm auf den Boden und steckte acht Kerzen um das magische Zeichen. Schließlich begann er sonderbare Worte zu murmeln.

Das Ritual dauerte lange und immer wieder wiederholte er die Sprüche und Lieder, bis auf einmal ein Funke im Pentagramm aufleuchtete – erst ganz schwach, dann breitete sich das Licht aus und füllte alle Rillen des Pentagramms aus. Markus wich immer weiter zurück. Sein Gesicht war leichenblass. Starr blickte er auf und beobachtete, was vor sich ging. Aus dem Licht traten zwei Personen heraus, immer deutlicher wurden ihre Gestalten. Tatsächlich! Es waren seine Eltern. Seine Mutter trug noch das blaue Kopftuch wie bei ihrer Beerdigung. Sein Vater blickte ihn freundlich an und sprach: „Mein Sohn! Wie siehst du aus! Soll das dein Leben sein?“ – „Vater! Mutter!“, rief der kleine Junge. „Wie können wir nur wieder zusammenkommen? Ich möchte bei euch sein!“

Da sah die Mutter etwas betrübt zu ihrem Sohn: „Markus, damit wir wieder vereint sind, müsstest du sterben. Aber dein Tod darf kein gewöhnlicher sein. Geh bei Vollmond in

den Wald! Ruf dort mit der Maultrommel, die du in dem roten Röhrchen gefunden hast, die wilden Tiere an! Sie sollen dich zerreißen.“ Der Vater bat Markus, ihm das kleine Instrument zu geben, und zeigte ihm, wie er auf der Maultrommel spielen musste, um die wilden Tiere des Waldes anzulocken.

Mit zitternder Hand nahm der Junge das Instrument von seinem Vater und sagte: „Sterben? Sich von wilden Tieren zerreißen lassen?“ Seine Eltern nickten ihm sanft zu und verschwanden.

Markus verließ er die Grabkammer und ging zwei Tage und zwei Nächte, bis er in den Wald kam, den ihm die Eltern genannt hatten. Als der Mond hoch über den Bäumen zu sehen war, nahm er die Maultrommel, sah nochmals auf die Inschrift „Wild wird zahm“ und begann zu spielen. Nach einer Weile kamen von nah und fern die Tiere des Waldes langsam auf ihn zu und versammelten sich um ihn herum in der Lichtung. Während er spielte, wurden seine Hände immer kälter. Die Angst kroch ihm in Mark und Bein und ließ ihn erstarren. Er sah die Tiere um sich herum an. Doch sie waren nicht wild, sie waren zahm. Dann trat ein Wolf auf ihn zu und sprach: „Du denkst, deine Eltern senden dich zu uns? Aber es ist niemand anderes als der Teufel, der in böser Absicht die Gestalt deiner Eltern angenommen hat. Wenn du durch uns stirbst, wird der Teufel aus dem Pentagramm befreit und kann durch die Welt ziehen und Unheil über die Menschen bringen. Die Toten zu den Toten und die Lebenden zu den Lebenden.“ Der Wolf erzählte dem Jungen nun, wie er das Unheil abwenden konnte. Markus war enttäuscht, aber auch froh, nicht sterben zu müssen, und folgte den Anweisungen der Tiere.

Er ging wieder zurück in die Grabkammer. Dort war das Pentagramm noch deutlich zu sehen. Er trug eine Karaffe mit heiligem Wasser bei sich und begann mit der Arbeit. Er zündete die Kerzen wieder an und fing an, neue Sprüche zu murmeln.

Wieder wollte sich das Licht in alle Ritzen des Pentagramms ausweiten, doch Markus schüttete behutsam das zauberhafte Wasser darauf. Da zischte und rauchte es. Und wie alles mit dem Wasser benetzt war, fuhr er durch das Pentagramm und zerstörte das magische Zeichen. Da schrie der Teufel entsetzlich auf. Für eine Sekunde war seine wahre und hässliche Fratze zu sehen und verschwand für immer.

Was aus dem Jungen geworden ist, das wissen wir nicht, doch vor einigen Jahren haben wir bei Ausgrabungen das rote Röhrchen mit der kupfernen Maultrommel entdeckt. Und wenn Ihr nachts ganz leise seid, könnte Ihr immer noch das Wehklagen des Teufels hören.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern der 10. Klasse  
des Valeria-Koch-Gymnasiums in Fünfkirchen/Pécs, Juni 2017*

## **Unfall im Chemielabor**

„Blau – hm, blau sollte es eigentlich nicht werden“, dachte sich Marta und stellte ihr Reagenzglas wieder zurück in den Ständer. Daneben standen andere Gläser, Pulver und Fläschchen.

Es war erst kurz nach neun. Das heißt, es lag noch eine ganze Stunde Chemieunterricht vor ihr – und es war einfach nicht ihr Lieblingsfach. Wahrscheinlich konnte man ihre

schlechte Laune deutlich von ihrem Gesicht ablesen, denn die Lehrerin nickte ihr ermutigend zu und meinte: „Nimm noch etwas hiervon – aber nur drei Tropfen.“

Marta nickte und griff dabei heimlich in ihre Hosentasche und zog einen durchsichtigen runden Stein heraus und hielt ihn in der Hand. Den hatte sie von ihrem Onkel geschenkt bekommen und seitdem war er ihr Talisman.

Immer, wenn etwas sehr anstrengend zu werden drohte, nahm sie ihn zu Hilfe.

Marta machte nun genau das, was die Lehrerin von ihr verlangt hatte, und zählte konzentriert die Tropfen „eins, zwei ...“ doch gerade als der dritte Tropfen ins Reagenzglas fiel, da schlug ein heller Lichtstrahl durch das ganze Klassenzimmer. Die Flüssigkeit lief direkt über ihre Hand auf den Stein, in dem sich auch alles Licht sammelte und magisch blau leuchtete.

Es ging in Sekundenschnelle und Marta sprang sofort unter den Tisch. „Waaaahnsinn!“, schrie sie. Als sie nun unter dem Klassentisch kauerte, dachte sie: „Ein Blitzschlag? Hier?“ Als sie wieder die Augen aufmachte, saß sie immer noch in der Hocke und hielt sich die Ohren zu. Sie hielt immer noch ihren Stein in der Hand, und als sie genau hineinsah, konnte sie ihre Stadt – Fünfkirchen – erkennen. „Was ist denn hier passiert?“

Marta kam aus dem Staunen nicht mehr heraus, als sie merkte, dass sie gar nicht mehr im Chemielabor war. Sie sah sich um. Sie war mitten in einem Wald auf einem Hügel. „Mist! Wo bin ich denn jetzt gelandet?“ Marta war 16 Jahre alt und wie es für Teenager üblich ist, suchte sie sofort nach ihrem Handy. Dann könnte sie einfach ihre Freunde oder ihre Eltern anrufen. Aber das Handy war in ihrer Schultasche und die Schultasche war weiß Gott wo ...

Also ging sie den Weg entlang und dachte sich: „Irgendwann werde ich schon irgendwo ankommen.“ Und während sie den Waldweg entlangging, sah sie immer wieder auf den Stein. Sie konnte das Chemielabor sehen, wo ihre Schulkameraden gerade arbeiteten. Sie konnte in dem Stein alles, was in Fünfkirchen geschah, sehen. Sie konnte das sehen, was sie gerade wollte. „Wahnsinn!“, murmelte sie immer wieder staunend vor sich hin.

Nach einer Weile kam ihr ein Wanderer entgegen. „Hi!“, sagte sie und der Wanderer sah sich erstaunt um. „Hast du dein Handy dabei?“, fragte Marta weiter. „Was bitte soll ich dabei haben?“, entgegnete der Mann. „Ob du ein Handy dabei hast, will ich wissen?“ Der Mann aber verstand gar nichts und nach einem langen Hin und Her, wo keiner der beiden etwas verstand, nahm er sie mit. Als sie bei einem Kloster angekommen waren, sagte der Mann zu ihr: „Hier kannst du nun erzählen, was du willst. Die gelehrten Mönche können dir vielleicht helfen.“ Und der Wanderer drehte sich um und ging seines Weges.

Im Kloster lebten viele Mönche. Sie wunderten sich sehr über Marta. Ihre Jeans und ihr T-Shirt, die silbernen kleinen Ringe in ihrem Ohr und die seltsamen Worte, die sie verwendete. Aber die Glaubensbrüder waren alle freundlich und entgegenkommend. Als sich Marta schließlich eine Weile mit dem Abt unterhalten hatte, zog er plötzlich die Augenbrauen hoch und meinte: „Oh, bist du vielleicht jemand aus der Zukunft? Du musst wissen: Wir haben das Jahr 1020 n. Chr.“ Marta macht große Augen. Die Mönche sahen sie verwundert an.

Da nahm sie aus ihrer Hosentasche den Stein hervor und zeigte ihn dem Abt.

Der brummte wieder einige Ohhs und Ahs und sah den Bibliothekar wohlwissend an. Der blickte zurück und nickte dann verständig und verschwand. „Weißt du“, sagte der Abt und seine Augen funkelten aufgeregt. „Ich glaube, du hast eine Zeitreise gemacht. Aber

mit deinem Stein können wir dich gewiss wieder in die Zukunft senden. Unser Bibliothekar sucht nach einem Buch, in dem ein Ritual beschrieben wird, mit dem es uns gelingen könnte.“

Die anderen Mönche gingen nun und halfen ihrem Ordensbruder in der Bibliothek. Jeder nahm sich ein anderes Regal vor, denn es gab viele Bücher, die durchgesehen werden mussten.

Bei dieser Unterhaltung war auch eine Klosterschwester anwesend, die mit steinernem Gesicht das Geschehen verfolgte. „Eine Hexe“, dachte sie bei sich „Kaum ist sie eine halbe Stunde im Kloster, schon tanzen alle nach ihrer Nase. Was wird sie wohl als Nächstes machen?“ Und die Schwester nahm sich vor, genau das herauszufinden. Setzte eines ihrer freundlichsten Gesichter auf und ging zu Marta. „Na hör mal, Mädchen, du wirst doch sicherlich hungrig sein. Komm mit in die Küche, da werden wir etwas Gutes zum Essen finden!“

Das Mädchen ging nur zu gerne mit, denn sie hatte großen Hunger. Mit Appetit aß sie alles auf, was die Schwester ihr vorsetzte. Ja, es stimmt: Im Kloster wird einfach phantastisch gekocht!

Nur leider war Marta so mit dem Essen und Erzählen beschäftigt, dass sie nicht merkte, wie ihr die Klosterschwester den Stein stahl und diesen in ihrer Tasche verschwinden ließ. Dann entschuldigte sie sich bei Marta und verschwand eiligst aus der Küche, denn ihr Ziel war der Klostersgarten. Dort angekommen, legte sie den Stein neben einen prächtigen Rosenstrauch. „Dich wird so schnell niemand finden“, sagte sie und lachte zufrieden auf.

In der Zwischenzeit waren die Mönche mit ihrer Arbeit erfolgreich und noch am gleichen Abend fanden sie das geheime Ritual in einem sehr alten Buch beschrieben. Der Abt ließ Marta von ihrem Zimmer holen. Alle versammelten sich und bildeten einen großen Kreis. „Leg deinen Stein hier in die Mitte!“, sagte der Abt. Marta griff in ihre Hosentasche, aber da war kein Stein mehr. „Oh, nein! Wo ist er? Habe ich ihn etwa verloren?“ Ein großes Murren ging durch die Reihen und alle begannen, den Stein zu suchen.

Dieses ungewöhnliche Ereignis blieb nicht lange in den Klostermauern – sogar König Stephan I. der Heilige erfuhr davon. „Eine Frau aus der Zukunft? Ein verschollener Stein, mit dem man in der Zukunft sehen kann?“ Sofort brach er auf und kam schon am nächsten Tag mit seinen Begleitern im Kloster an. Noch immer suchten die Mönche verzweifelt nach dem Stein und der Abt erklärte ihm alles, was vorgefallen war.

Auch die Klosterschwester war anwesend und der Blick des Königs Stephan fiel auf sie. Er merkte sofort, wie ihr Blick dem seinen auswich und sie seltsam blass wurde. Er ging auf sie zu und meinte: „Schwester, hast du etwas zu sagen?“

Da begann sie, sich hin und her zu winden und fing schließlich an: „Heiliger Vater, das ist doch keine Frau aus der Zukunft! Wer glaubt nur so einen Blödsinn! Das ist nichts weiter als ein Hexenweib, das sich hier eingeschlichen hat, um die Geheimnisse unserer Bibliothek zu erfahren.“ „Lass das meine Sorge sein“, erwiderte König Stephan und forderte die Klosterschwester auf, den Stein zu holen.

Selbst König Stephan, der schon so manches erlebt hatte, staunte nicht schlecht, als er den Stein in den Händen hielt. Marta erklärte ihm alles, was es in Fünfkirchen im Jahre 2017 so zu sehen gab. Da waren Autos, viele Kirchen, sehr viele sogar. Marta erzählte ihm, sie lerne am deutschsprachigen Valeria-Koch-Gymnasium, wo sie neulich

Chemieunterricht gehabt habe. Auch was ein Handy ist, warum man Kaugummi kaut und welche Musik gerade „in“ ist, erklärte Marta dem König Stephan.

Er lachte von Herzen, als sie ihm die neuesten Hits vorsang. Und da beschloss er: „Wir werden jetzt versuchen, dich wieder zurückzubringen.“ Er rief den Abt und die Mönche zu sich. Sie bildeten einen Kreis und Marta musste sich mit dem Stein in die Mitte stellen. Dann nahmen sie ein kleines Gläschen mit blauer Flüssigkeit und noch eine andere winzige Flasche. Sie gaben ihr beides und erklärten ihr, was zu tun sei.

Da nahm sie den Stein in die Hand. Goss die blaue Flüssigkeit darüber und nahm nun das Fläschchen und zählte sehr konzentriert: „Eins, zwei ...“ Da schlug eine Lichtblitz um sie und traf mitten in den Stein hinein. Sie warf sich auf den Boden und kniff die Augen zusammen. Als der Lichtblitz vorbei war, lag sie noch bäuchlings auf dem Boden und hörte nur das Murmeln einiger bekannter Stimmen.

„Ist sie verletzt?“, fragte eine Stimme.

„Ich weiß auch nicht“, sagte eine andere und kam näher.

Marta aber öffnete die Augen und stand langsam auf. Sie war wieder da! Hier bei ihren Freunden im Chemielabor. Sie lachte über das ganze Gesicht.

„Marta! Diese Mischung machst du bitte nie wieder! Hörst du!?“, rief die Lehrerin und sah sie sich genauer an. Ob ihr auch wirklich nichts fehlte? Aber Marta ging es gut. Sie freute sich, wieder da zu sein.

Doch an diesem Abend schrieb sie einen langen Brief an ihren Onkel und darin erzählte sie ihre ganze Geschichte. Dann sah sie den Stein noch einmal lange an, legte ihn neben sich aufs Nachtkästchen und schlief ein.

*Erfunden von Lehrerinnen und Lehrern des Valeria-Koch-Schul-  
und Bildungszentrums in Fünfkirchen/Pécs, Juni 2017*

## **Seksard/Szekszárd**

### **Die verlorene Zeit**

Im 18. Jahrhundert lebte in der Umgebung von Seksard ein Mädchen. Luise war ihr Name. Sie war zehn Jahre alt, hatte rote Haare, die ihr in langen Locken bis über den Rücken fielen und ihre leuchtenden grünen Augen schauten wach und neugierig in die Welt. Sie lebte mit ihrem Vater, einem Weinbauern, in der Nähe seines Weinberges. Ihre Mutter war schon vor einigen Jahren bei einem Raubüberfall von Betyáren<sup>1</sup> aus der Schomodei ums Leben gekommen. Die kleine Luise hatte die grausame Ermordung ihrer geliebten Mutter mit ansehen müssen und durch dieses schreckliche Erlebnis ihre Sprache verloren. Luise fühlte sich oft einsam, denn ihr Vater hütete sie wie seinen Augapfel – aus Angst, sie auch noch zu verlieren. Deshalb durfte Luise auch nicht zur Schule nach Seksard gehen. Ihre einzigen Freunde waren die Tiere im Weinberg und auf dem Hof ihres Vaters. Obwohl Luise nicht sprechen konnte, verstand sie ihre pelzigen und geflügelten Freunde ohne Worte und konnte sich mit ihnen verständigen. Schon oft

---

<sup>1</sup> Verbrecher, die im Wald leben und die herrschende gesellschaftliche Ordnung nicht akzeptieren

hatte sie ein verletztes Tier wieder gesund gepflegt und die Tiere dankten es ihr mit liebevoller Anhänglichkeit. Trotzdem wünschte sich Luise nichts sehnlicher, als mit den anderen Kindern in die Schule gehen zu dürfen und mit ihnen befreundet zu sein.

Eines Tages ging sie wieder einmal mit ihrem Vater auf den Markt nach Seksard. Dort war immer viel Trubel. Frauen, in der Tracht der Region – mit langen Röcken und vielen Unterröcken – gekleidet, eilten geschäftig durch die Straßen. Pferdekutschen prägten das Straßenbild und einige Kirchen, die heute noch stehen, luden die Gläubigen zum Gebet ein. Seksard stand in dieser Zeit unter der Herrschaft eines Grafengeschlechts und wirkte recht bäuerlich, ein Eindruck, den die ländlichen Gerüche noch verstärkten. Auf dem Markt wurde Luise von einer alten Frau angesprochen: „Meine Kleine, warum machst du denn so ein trauriges Gesicht?“ Doch Luise schaute sie nur mit ihren großen grünen Augen an und sagte kein Wort.

„Gute Frau“, sprach Luisens Vater, „meine Tochter hat durch ein tragisches Unglück ihre Sprache verloren. Sie musste den Tod ihrer Mutter mit ansehen und seitdem hat sie kein Wort mehr gesprochen. Ich weiß wohl, dass sie sich wünscht, mit den anderen Kindern in die Schule zu gehen, doch ich fürchte, dass sie verspottet werden würde. Ich könnte es mir nie verzeihen, wenn meinem kleinen Mädchen noch einmal ein Leid widerfahren würde.“

Die alte weise Frau, die eine gute Hexe war, machte ein nachdenkliches Gesicht und runzelte die Stirn, wodurch ihr ohnehin schon sehr runzliges Gesicht noch ein paar Falten mehr bekam.

„Hmmm“, meinte sie, „mir kommt da gerade eine Idee, wie ich Eurer Tochter helfen könnte. Wisst Ihr, ich besaß früher eine magische Uhr. Sie hatte Zauberkräfte, denn man konnte mit ihr die Zeit zurückdrehen. Leider wurde mir die Uhr bei eben diesem Raubzug, der auch Eure Frau das Leben gekostet hat, von den Betyáren geraubt. Wenn es uns gelänge, die Uhr wiederzufinden, könnte ich die Zeit zurückdrehen und das schreckliche Unglück ungeschehen machen. Und auch mir wäre dann geholfen. Seht, ich bin schon sehr alt und muss sicher bald sterben. Wenn wir die Zeit zurückdrehen könnten, hätte ich noch ein paar gute Jahre zu leben.“

Luisens Vater war sehr erstaunt über den Vorschlag. Aber sein Töchterchen machte ihm eifrig Zeichen, und da wusste er, dass sie schon einen Plan geschmiedet hatte.

Kaum waren sie wieder zu Hause angekommen, lief Luise hinaus zu ihren kleinen Freunden. Da sie sich telepathisch mit ihnen verständigen konnte, wussten die Tiere gleich, was zu tun war. Alle schwärmten aus und fragten die Tiere der Wiesen, Wälder, Felder und der Luft, ob jemand von ihnen etwas über den Verbleib der magischen Uhr sagen könne. Und es dauerte nicht lange, bis das kleine Eichhörnchen, das in der Linde auf dem Hof von Luisens Vater wohnte, aufregende Neuigkeiten zu berichten hatte. Eine Elster, die in einem Nest auf einer großen Eiche in der Nähe der guten Hexe lebte, hatte vor vielen Jahren selbst ein Auge auf diese Uhr geworfen, weil sie so schön glitzerte. Doch zu ihrem großen Ärger musste sie mit ansehen, wie die räuberischen Betyáren die Uhr stahlen. Voller Wut folgte sie der Räuberbande, in der Hoffnung, die Uhr doch noch stibitzen zu können. Sie blieb zwar erfolglos, konnte sich nun aber noch genau erinnern, wo das Versteck der Räuber war.

Sogleich machte sich Luise mit ihren Freunden auf den Weg, um die Uhr zurückzuholen. Was Luise und ihre Freunde aber nicht wussten: Jemand hatte sowohl das Gespräch auf dem Markt mit der alten Frau, als auch die Informationen der Elster belauscht. Die böse

Hexe von Seksard wartete schon lange darauf, das Hexenmonopol vor Ort zu bekommen und konnte es gar nicht erwarten, bis die gute Hexe endlich das Zeitliche segnen würde. Sie beschloss, den Plan von Luise und der guten Hexe zu vereiteln. Auch sie kannte das Versteck der Räuber, mit denen sie schon oft zwielichtige Geschäfte gemacht hatte. Sie schlich sich in die Hütte der Räuberbande und vertauschte die magische Uhr gegen eine einfache Taschenuhr.

Nachdem Luise mit Unterstützung ihrer kleinen Freunde in einem günstigen Augenblick in die Höhle der Räuber eindringen und die vermeintliche magische Uhr an sich nehmen konnte, lief sie voller Freude zum Häuschen der weisen Alten. Diese sah auf den ersten Blick, dass die Uhr nicht ihre magische Uhr war. Was sollten sie nun tun? Jetzt konnte wohl nur noch Luises schlauer Hund helfen. Mit seiner ausgezeichneten Spürnase nahm er die Witterung der bösen Hexe auf und verfolgte ihre Spur. Mutig trat die gute Hexe ihrer Widersacherin entgegen und forderte sie zu einem Zauberwettbewerb heraus.

Es gab einen erbitterten Kampf zwischen Gut und Böse. Nach unzähligen Zaubersprüchen unterlag die böse Hexe endlich der Zauberkraft der weisen alten Frau und sie musste die magische Uhr herausgeben. Der Wettkampf hatte die böse Hexe ihre ganze Kraft gekostet: Von diesem Tag an konnte sie nicht mehr zaubern.

Die gute Hexe drehte die Zeit auf einige Tage vor dem schrecklichen Überfall zurück. Und als die Betyáren kamen, wurden sie von den Soldaten des Grafen erwartet, die sie mühelos überwältigten und sie in den Kerker des Grafenschlosses bringen konnten.

Dass sie noch einige schöne Jahre vor sich hatte, in denen sie den Bewohnern von Seksard noch viel Gutes tun konnte, darüber war die gute Hexe froh. Luises Vater war übergelukkig, seine geliebte Frau wieder an seiner Seite zu haben, und es dauerte gerade mal ein Jahr, bis ein kleines Brüderchen in Luises alter Wiege lag. Und auch Luises großer Wunsch konnte endlich in Erfüllung gehen: Jeden Tag lief sie nach Seksard in die Schule hinunter und lernte mit Feuereifer. Ihr gutes Herz, das sie sich trotz aller Schicksalsschläge bewahrt hatte, verlor sie nie. Und obwohl sie nun wieder sprechen konnte und viele neue Freunde gefunden hatte, blieb sie den Tieren ihr Leben lang in liebevoller Zuneigung verbunden.

*Erfunden von Lehrerinnen und Lehrern am  
János Garay Gymnasium in Seksard/Szekszárd, März 2019*

## **Der Ring der Kaiserin**

Unsere Geschichte spielt im Jahre 1747 in Wien. Das Schloss Schönbrunn, die Hofburg und den Stephansdom, den viele von Euch bestimmt kennen, gab es damals schon. Pferdekarren fuhren durch die Stadt und in den Gassen gab es viele Werkstätten. Die Handwerksbetriebe von Goldschmieden, Tischlern, Schneidern, Schmieden und Metzgern reihten sich nebeneinander. Auf den Märkten herrschte buntes Treiben und aus den Bäckereien duftete es verführerisch. Wer besonders großen Appetit hatte, konnte sich in einer Gaststätte ein Wiener Schnitzel genehmigen.

Die Frauen, die auf den Straßen unterwegs waren, trugen lange Kleider. Die wohlhabenderen hatten Gewänder aus teuren Stoffen an und trugen Perücken. Sie

wurden von stattlichen Männern mit Brokatwesten, eleganten Kniebundhosen und Dreispitz-Hüten begleitet.

Zu dieser Zeit regierte Maria Theresia. Gerade einmal 30 Jahre war sie alt. Mit ihrem Mann Franz Stephan war sie schon viele Jahre verheiratet und einige ihrer 16 Kinder waren bereits auf der Welt.

Eines Tages beschloss die Kaiserin, ihre Untertanen in Ozora im Komitat Tolnau zu besuchen. Während dieses Besuches geschah etwas Schreckliches. Ihren Verlobungsring, an dem sie sehr hing, weil sie ihren Mann von Herzen liebte, hatte ein hinterhältiger Dieb gestohlen und auf einem Feld außerhalb der Stadt, zwischen den Ackerfurchen, vergraben.

Maria Theresia zog sich nun voller Trauer um den Verlust des geliebten Rings auf die Burg Ozora zurück und verkündete, dass sie die Burg erst wieder verlassen wollte, wenn der Ring aufgetaucht sei. Überall in der Stadt gab es Aushänge, die verkündeten, dass die Kaiserin eine große Belohnung dem Finder des Rings versprach.

Ahnungslos pflügte ein Bauer eines Tages sein Feld und fand den Ring. Weder der Bauer noch seine Frau, die als Köchin auf der Burg arbeitete, hatten von dem Diebstahl gehört. Deshalb dachte sich der Bauer auch nichts Böses, als er den Ring fand, sondern freute sich über sein vermeintliches Glück. Und weil er seiner Frau schon lange nichts mehr geschenkt hatte, überraschte er sie mit dem Ring. Diese freute sich von Herzen über dieses wunderbare Geschenk und trug den Ring voller Stolz – auch bei der Arbeit im Schloss.

Der Erste im Schloss, der den neuen Ring der Köchin entdeckte, war ein Bruder der Kaiserin, der seiner Schwester die Macht missgönnte und schon lange überlegte, wie er sie vom Thron stoßen könnte. Ihm kam es gerade recht, dass die Kaiserin durch den Verlust des Ringes an Lebensmut und Kraft verlor. Er sagte der Köchin, dass der Ring an ihrem Finger der Kaiserin gehöre, und forderte, sie möge den Ring so verwahren, dass er niemals gesehen und in den Besitz der Kaiserin gelangen konnte. Er drohte der Köchin, alle Menschen, die ihr am Herz lagen, umbringen zu lassen, wenn sie es wagen sollte, der Kaiserin die Wahrheit zu sagen.

Die Bäuerin vertraute sich jedoch ihrem Mann an. Erst wussten sie nicht, was sie tun sollten, doch schließlich gingen sie zur Kaiserin und gestanden ihr alles. Der Bruder der Kaiserin hörte das Geständnis durch die geschlossene Tür, denn er hatte die schlechte Angewohnheit, an Türen zu lauschen. Voller Wut stürmte er in den Saal und zog sein Schwert, um die beiden ehrlichen Bauersleute zu töten. Doch die Palastwachen konnten ihn rechtzeitig ergreifen und brachten ihn ins Verlies. Er wurde zum Tode verurteilt und erhielt so die gerechte Strafe für seine jahrelangen Intrigen und den Mordversuch.

Dass die Königin überglücklich war, als sie den Ring wieder an ihrem Finger trug, das könnt Ihr Euch wohl denken. Nach ihrem Tode verfügte sie, dass der Ring im Schloss Ozora ausgestellt werden sollte. Dort könnt ihr ihn heute noch bewundern.

*Erfunden von Schülerinnen und Schülern des  
János Garay Gymnasiums in Seksard/Szekszárd, März 2019*